

Die Integrative Identitätstheorie als Grundlage für eine entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch orientierte Psychotherapie

Hilarion G. Petzold*, Amsterdam, Düsseldorf, Paris**

(2003f)

„Dem Verstehen der menschlichen *Persönlichkeit* in der *Einzigartigkeit* ihrer *Verkörperung* durch Prozesse leiblich-konkreter Enkulturation und Sozialisation kann man sich nur *annähern*, wenn man ihre Einbettung in die Kultur, ihre Durchdrungenheit von kollektiver Wirklichkeit und damit ihre prinzipielle *Vielfalt* zu begreifen beginnt. *Persönlichkeit ist verleiblichte Kultur, sich inkarnierende Kultur. Persönlichkeiten wiederum sind kulturschöpferisch – über die ganze Lebensspanne hin.*“ (Petzold 1975h)

„*Identität* konstituiert sich im ‘Aushandeln von Grenzen’ durch *Ko-respondenzen*, Konsens-Dissens-Prozesse von Subjekten in sozialen Netzwerken und Welten. Durch diese Prozesse wird sie ‘emanzipierte Identität’, die beständig im *Polylog* mit bedeutsamen Anderen überschritten wird und als *transversale Identität* eines *plurifomen Selbst* in einer lebenslangen Entwicklung steht.“ (Petzold 2000 h)

1. Quellen und Kontext

Der Begriff der Identität wurde der Sache nach in der Psychologie von *William James* (1890, 293) eingeführt. Bekannt wurde er durch *Erik Homburger Erikson* (1981, 1973). Dieser definierte Identität als die "unmittelbare Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit, und die damit verbundene Wahrnehmung, daß auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen" (idem 1980,18). *James* und *Erikson* repräsentieren zwei große Strömungen der Identitätstheorien. *James* fokussiert auf die soziale Dimension des Menschen und die Theoretiker in seiner Folge wie *Cooley* (1902), *Mead* (1934) oder *Goffman* (1963/1974) folgen ihm hier. *Erikson* fokussiert - trotz seiner Öffnung zum Bereich der Sozialität hin - stark auf das Individuum, wie es für soziologisch und sozialpsychologisch zumeist schwache Identitätstheoretiker in der psychoanalytischen Tradition kennzeichnend ist (*Bohlieber* 1997). Diese unterschiedlichen Akzente bzw. Orientierungen im Bereich der Identitätstheorien zeigen zwei Möglichkeiten auf, die Fragen nach den Problemen der Identität anzugehen. Wenn Identität aus der Selbstwahrnehmung, der Selbsteinschätzung und Selbstbewertung hervorgeht, ist der Blick nach *innen* gerichtet auf das eigene Erleben und Handeln, auf die eigenen Empfindungen, Gefühle und Gedanken, seien sie nun bewußt oder unbewußt. Dies ist letztlich die Perspektive introspektiver Philosophie, aber auch der Psychotherapie seit *Pierre Janet* (bei ihm nur im Frühwerk) und in seiner Folge von *S. Freud* bis *H. Kohut*. In dieser Sichtweise erlebt sich der Mensch als Identischer in der *Identifikation* mit sich selbst, seinem „affektiven Betroffensein“ (*H. Schmitz* 1990), seiner Selbstreflexion, *seinem* Tun (ich singe *mein* Lied, „look, what they've done to *my* song?“). Mit *James* wird nun die Außenperspektive zur Grundlage des Identitätsverständnisses gemacht: Das ‘Social Self’ wird über die Anderen definiert (vgl. *James* 1890, 293f). Es handelt sich um Bilder, die relevante Andere von einem Menschen in sich tragen, aufgrund derer sie ihn identifizieren. "Die hat eine schöne Stimme und ist eine ausdrucksstarke Sängerin. Und ihre Lieder, die sie macht, sind phantastisch gut!" Da derartige Außenperspektiven natürlich wahrgenommen

* Aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen, dem Zentrum für IBT, Freie Universität Amsterdam, dem Institut, St. Denis, Paris, Lehrstuhl für „Klinische Philosophie und Psychologie“ (Prof. Dr. H.G. Petzold), und dem Zentrum für psychosoziale Medizin (Leitung Dr. Anton Leitner), Studiengang Supervision, Donau-Universität Krems.

** Ich danke *Ilse Orth* und *Johanna Sieper* für die kritische Diskussion dieses Textes und für das Zurverfügungstellen von Ideen und Materialien, mit denen sie meine Identitätskonzeption didaktisch umgesetzt haben.

werden können, wirken sie auch auf das Identitätserleben von Menschen. Die englische Sprache macht die Differenzierung von Innenperspektive ("I") und Außenperspektive ("me") sehr gut deutlich, wie schon *James* (1890, 400f) hervorgehoben hat. *Cooley* (1902) konzeptualisiert hieraus das "looking-glass self", in dem er betonte, daß die persönliche Identität durch den "sozialen Spiegel" hindurchgeht: "Sie finden, daß ich eine schöne Stimme habe und meine Lieder toll sind (Wahrnehmung der *Identifizierung*). Und wirklich, meine Stimme ist objektiv schön, und meine Lieder sind wirklich toll!" (Im Integrativen Modell sprechen wir von Bewertung, appraisal, valuation). „Ja, das finde ich auch“ (*Identifikation*).

2. Entwicklung in sozialen Welten durch kollektive und persönliche Repräsentationen

G.H. Mead und *E. Goffmann*, die Traditionen des symbolischen Interaktionismus, haben diese Perspektive der wechselseitigen Identifizierungen in sozialen Welten weiter ausgearbeitet, wobei von der Voraussetzung ausgegangen wird, daß Identitätsbildung an Interaktionen gebunden ist und diese Interaktionen über gemeinsame Symbole - v.a. Sprache - verlaufen. Aber auch musikalische Formen, die "Sprache der Musik" können hier einbezogen werden. *Mead* sieht das "I" als die persönliche Individualität, die im "me" zusammenkommenden sozialen Zuschreibungen aufnimmt, die natürlich auch das "I" prägen. Denn die kollektiven Bewertungsparameter, ob nun das Lied schön und die Stimme wohlklingend ist, prägen natürlich auch die Selbstbewertungen. Sie sind nicht kontextenthalten. Das wird auch von den Kontexttheoretikern der Sozial- und Entwicklungspsychologie der „russischen Schule“ (*Vygotsky, Leontjew, Galperin*) deutlich gemacht. *Vygotsky* betont, daß *intramentale* Realitäten Niederschlag von *intermentalen* Realitäten sind, daß also Persönlichkeit sich durch interpersonale Erfahrungen in „Zonen optimaler Proximität“ bildet (*Petzold* 2002). Die Integrative Therapie bezieht sich auf dieses Paradigma (*Sieper, Petzold* 2001, *Petzold* 2002) und greift seine Gedanken für die Psychotherapie genauso auf, wie die Tradition von *Mead*. Damit werden Entwicklungstheorie und Sozialisationstheorie, Entwicklungspsychologie und Sozialpsychologie in organischer Weise verbunden, wie dies *Serge Moscovici*, bei dem ich studierte, in seinem berühmten Aufsatz: „Social psychology and developmental psychology: extending the conversation“ (*Moscovici* 1990) gefordert hat. *Moscovici* hat auf dem genannten Hintergrund das Konzept der „*représentations sociales*“ ausformuliert, das – wie das Denken von *Vygotsky* und *Mead* – deutlich macht: Entwicklungspsychologie kann ohne die Berücksichtigung der sozialen Realität, in der Entwicklung stattfindet, nicht betrieben werden. In der Integrativen Therapie wurde das durch die Erarbeitung des Konzeptes der „social world“, als kollektiver Weltansicht einerseits, und durch die Ausarbeitung des „social network“ Modells zum „Konvoi-Modell“ (*Petzold* 1979c, 1995a, *Hass, Petzold* 1999, *Kahn, Antonucci* 1980), d.h. zum „Weggeleit über die Zeit“, zum Netzwerk in einem „life span developmental approach“ andererseits für die „Persönlichkeitstheorie in der Lebensspanne“ (*Petzold* 1999b) fruchtbar gemacht. Unterstützt wurde dieser Ansatz durch meine Arbeiten in der Säuglingsforschung zur Interaktion von „Infant-caregiver-Situationen“ (*Petzold, van Beek, van der Hoek* 1994), die zeigen: von den ersten Lebenstagen an ist der Mensch in soziale Kontexte eingebettet und bildet in ihnen seine Persönlichkeit aus, beeinflusst durch die umgebende Kultur und Sozialwelt mit ihren kollektiven Repräsentationen, die die individuellen prägen.

„Soziale Repräsentationen sind ein System von Werten, Ideen und Praktiken mit einer zweifachen Funktion: einmal, um eine Ordnung herzustellen, die Individuen in die Lage versetzt, sich in ihrer materiellen und sozialen Welt zu orientieren und sie zu beherrschen, zum anderen um zu ermöglichen, daß zwischen den Menschen einer Gemeinschaft Kommunikation stattfinden kann, indem ihnen ein Code zur Verfügung gestellt wird für sozialen Austausch und ein Code für ein unzweifelhaftes Benennen und Klassifizieren der verschiedenen Aspekte ihrer Welt und individuellen Gruppengeschichte.“ *Serge Moscovici* (1976, 3)

Wo solche Codes nicht bestehen oder keine hinreichende „*Passung*“ zwischen ihnen vorliegt, kommt es zu Konflikten (Petzold 2003a) – in der Außen- wie in der Innenwelt. Ich habe die überwiegend kognitiv orientierte – aber auch durchaus breiteren Möglichkeiten Raum gebende – Theorie von *Moscovici* auf der Grundlage meiner „Integrativen Theorie“ und von Konzepten *Vygotskys* für interventive Praxeologien wie Beratung und Therapie zu einer Theorie „**komplexer mentaler Repräsentationen**“ erweitert: für den **individuellen Bereich** als Konzept „*persönlicher*“ bzw. „*subjektiv-mentaler Repräsentationen*“, die leibhaftig in einer biologisch-somatischen (cerebralen, neuronalen, immunologischen) Basis gründen – alles Mentale hat im Leib seinen Boden, der *mens* (Geist) wird nicht vom *corpus* (Körper) getrennt, sondern in Begriffen wie „social body“ oder „Leibsubjekt“ synthetisiert, die den in Sozialisation und Enkulturation durch „Verkörperungen“ (Petzold) bzw. „Einleibungen“ (Hermann Schmitz) ausgebildeten **personalen Leib** bezeichnen. Für den **kollektiven Bereich** dient das Konzept „*sozialer*“ bzw. „*kollektiv-mentaler Repräsentationen*“, die natürlich auch, da sie individuell „verkörpert“ sind, die „subjektiven Theorien, Gefühle und Willensregungen“, d.h. die „*subjektiv-mentalen Repräsentationen*“ durchfiltern:

»**Komplexe soziale Repräsentationen** – auch „**kollektiv-mentale Repräsentationen**“ genannt - sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Ko-responsenden und mit ihren *Performanzen*, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten als *intermentale* Wirklichkeiten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.“

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktionale-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder - etwas futuristisch, aber mental schon real -, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb eine diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum (Petzold 1992a, 901), die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht.« (Petzold 2000h).

In den kollektiven Repräsentationen sind natürlich Kollektive von Individuen mit ihrer „*intermentalen* Wirklichkeit“ (Vygotsky) repräsentiert und in der „*intramentalen* Wirklichkeit“ von Individuen ist das Denken, Fühlen und Wollen von Kollektiven präsent, was ihre Persönlichkeit, in Sonderheit ihre Identität nachhaltig prägt. Das im Integrativen Ansatz so wesentliche Konzept der „Verkörperung“ wird durch die neueren Diskussionen und Arbeiten zum „embodied mind“ (Lakoff, Nuñez 2001; Nuñez, Freeman 2000) unterstützt. Der Begriff „mental“ ist deshalb nicht als „Konstrukt der Vergeistigung“ sondern im Gegenteil als Konstrukt zu sehen, in dem Geist „verleiblicht“ gedacht wird und der die in Prozessen „**komplexen Lernens**“ (Sieper, Petzold 2002) erfolgte und lebenslang erfolgende „Inkorporierung erlebter Welt“ umfaßt, als mentale Bilder, bei deren Vorstellung auch die damit verbundenen Physiologien aufgerufen werden: beim Gedanken an einen Konflikt das Gefühl des Ärgers, die Aufwallungen des Zornes – ein Hologramm des Erlebens.

» **Komplexe persönliche Repräsentationen** – auch **subjektiv-mentale Repräsentationen** genannt - sind die für einen Menschen charakteristischen, lebensgeschichtlich in *Enkulturation* bzw. *Sozialisation* erworbenen, d. h. emotional bewerteten (*valuation*), kognitiv eingeschätzten (*appraisal*) und dann *verkörperten* Bilder und Aufzeichnungen über die Welt. Es sind eingeleibte, erlebniserfüllte „mentale Filme“, „serielle Hologramme“ über „mich-Selbst“, über die „Anderen“, über „Ich-Selbst-mit-Anderen-in-der-Welt“, die die Persönlichkeit des Subjekts bestimmen, seine *intramentale* Welt ausmachen. Es handelt sich um die „subjektiven Theorien“ mit ihren kognitiven, emotionalen, volitiven Aspekten, die sich in Prozessen „**komplexen Lernens**“ über die gesamte Lebensspanne hin verändern und von den „kollektiv-mentalen **Repräsentationen**“ (vom *Intermentalen* der

Primärgruppe, des sozialen Umfeldes, der Kultur) nachhaltig imprägniert sind und dem Menschen als Lebens-/Überlebenswissen, als *Kompetenzen* für ein konsistentes Handeln in seinen Lebenslagen, d. h. für *Performanzen* zur Verfügung stehen.« (Petzold 2002h).

Die Theorie der komplexen „**kollektiv-mentalen Repräsentationen**“ (*représentations sociales, Moscovici*) muß immer mit der der „**subjektiv-mentalen Repräsentationen**“ (*représentations personnelles, Petzold*) verbunden betrachtet werden und vice versa. Bei fehlender oder unzureichender Passung liegen hier erhebliche Konfliktpotentiale zu übergeordneten, die „Kultur“ bestimmenden „sozialen Repräsentationen“ hin bzw. zu anderen Menschen mit anderen „social worlds“ hin. Diese Theorie erklärt damit auch *intrapersonliche* Konflikte wie Rollen- und Identitätskonflikte als Verinnerlichungen *interpersönlicher* Konflikte (Petzold 2003a).

In dieser Konzeptualisierung liegt eine Eigenständigkeit und *Besonderheit des Integrativen Ansatzes* etwa gegenüber den persönlichkeits-theoretischen Positionen der Psychoanalyse und der Objektbeziehungstheorie, da sie einerseits das leibliche Moment, die Verkörperung von Beziehungen hervorhebt (bis zur Ausbildung spezifischer Mimik, Gestik, Haltungen und Bewegungen), zum anderen aber auch die Kollektivität der repräsentierten Beziehungen in ihrer Qualität als kollektiv bestimmte Muster betont (familien- oder ethniespezifische Körpersprache). Auch gegenüber den Positionen des *Morenoschen* Psychodramas besteht eine deutliche Differenz, denn dieses affirmiert, daß die Persönlichkeit durch Rollen konstituiert wird. Ansonsten seien „Selbst, Ich, Persönlichkeit, Charakter usw. ... Cluster-Effekte, heuristische Hypothesen, Logoïde“ (Moreno 1946, 53) – Sprachspiele also. Das **Ich**: „Die greifbaren Aspekte von dem, was wir 'ego' nennen, sind die Rollen, in denen es handelt“ (Moreno 1940a, 20). Für das **Selbst**: „Role playing is prior to the emergence of the self. Roles do not emerge from the self, but the self may emerge from roles“ (Moreno 1946, 157). Für die **Identität**: Sie ist „the identity of role“ (ibid. 381f). Ich habe zum ersten Mal die in einer Vielfalt von Arbeiten unsystematisch verstreuten Elemente von *Morenos* Rollen- und Persönlichkeitstheorie rekonstruiert und die Quellentexte zusammengestellt publiziert (Petzold, Mathias 1983) – Leider wird *Morenos* höchst interessante Theorie – obwohl von mir umfassend zugänglich gemacht und weiterführend entwickelt - bis heute in der Psychodramaszene nicht korrekt rezipiert und klinisch umgesetzt. Die Schwäche dieser Theorie liegt in dem generalisierenden Primat des Rollenbegriffes und ihrer fehlenden Anbindung an die empirische Entwicklungspsychologie (trotz der verdientvollen Arbeit von *Moreno*, *Moreno* 1944, die einen Ansatz zum Dialog mit der Entwicklungspsychologie bietet, der in der Psychodramatherapie leider nicht fortgeführt wurde). Die Auseinandersetzung mit der Arbeit von *Moreno*, bei dem und seiner Frau *Zerka* ich noch meine Psychodramausbildung absolvieren durfte, war für die Entwicklung des Integrativen Ansatzes sehr fruchtbar. Das gilt genauso für meine Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse, den Theorien von *Freud*, *Ferenczi* – in seiner Tradition durchlief ich meine Psychoanalyse -, besonders mit *Ferenczis* sozialpsychologischer Seite. Die Rezeption von *E. H. Erikson*, *H. Kohut* und meine umfassende kritische Diskussion von *Goodmans* Sozialphilosophie (Petzold 2001d) haben die Theorie des Integrativen Ansatzes beeinflusst und bereichert. Man steht ja immer auf den Schultern von Vordenkern.

Das Originelle des Integrativen Ansatzes liegt in seiner Zusammenführung des leibtheoretischen und sozialisations- bzw. enkulturationstheoretischen Diskurses und der Absicherung dieser Konnektivierung durch die empirische „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ (Petzold 1992a, 1994j, 1999c), die spezifisch die Entwicklung der Kognitionen, Emotionen, Volitionen, der Kommunikation berücksichtigt und durch eigene Forschungen fundiert (Säuglinge, Kleinkinder: Petzold, van Beek, van der Hoek 1994; Alter, hohes Senium: Müller, Petzold 2002). Vor diesem Hintergrund konnte ich schon früh eine kulturalistische persönlichkeits-theoretische Position formulieren, die auf Grund ihrer Wichtigkeit diesem Text vorangestellt wurde:

„Dem Verstehen der menschlichen **Persönlichkeit** in der *Einzigartigkeit* ihrer *Verkörperung* durch Prozesse leiblich-konkreter Enkulturation und Sozialisation kann man sich nur *annähern*, wenn man ihre Einbettung in die Kultur, ihre Durchdrungenheit von kollektiver Wirklichkeit und damit ihre prinzipielle *Vielfalt* zu begreifen beginnt. **Persönlichkeit ist verleiblichte Kultur, sich inkarnierende Kultur. Persönlichkeiten wiederum sind kulturschöpferisch – über die ganze Lebensspanne hin.** Die Entwicklung der Persönlichkeit als lebenslanger Prozeß von der Säuglingszeit bis zum Senium muß deshalb stets von der entwicklungspsychologischen und sozialisationstheoretischen Forschung unterfangen werden, um auf solcher soliden Basis für eine fundierte Psychotherapie von Kindern, Erwachsenen und alten Menschen verantwortlich umgesetzt werden zu können“ (Petzold 1975h).

Einer solchen Programmatik blieb und bleibt der Integrative Ansatz verpflichtet, der von seinen Anfängen bis heute kindertherapeutische, erwachsenentherapeutische und gerontotherapeutische Behandlungskonzepte und Methoden im Anschluß an den jeweiligen Stand der Entwicklungs- und Sozialisationstheorie konzeptualisiert hat (vgl. für den Bereich Kinder: Petzold 1972e, Petzold, Ramin 1987, Metzmacher, Petzold, Zaepfel 1996; für den Bereich Erwachsene: Petzold 1974j, 1992a, 2001a; Ramin et al. 1993; für den Bereich Alter: Petzold 1965, Petzold, Bubolz 1979, Müller, Petzold 2002).

3. Identität im „Feld“, in „Kontext und Kontinuum“ – die Bedeutung von KULTUR und SOZIALISATION für die Identitätskonstitution

Im Folgenden sei der Ansatz der „Integrativen Identitätstheorie“ in Kürze mit Referenz zu den vor- und nachstehenden Definitionen von Kultur, Feld, Sozialwelt, Sozialisation, Lifestyle Community dargestellt, denn es dürfte deutlich geworden sein:

Ohne Einbettung in die – differentiell zu betrachtende – soziale Realität, und ohne Bezug zu den kollektiven Dimensionen der Identität von *Personen*, die ihrerseits wieder zu Konstitution kollektiver Identitäten etwa von *Gruppe* und *Gesellschaft* (Ruano-Borbalan 1998) beitragen, wird „Identität“ nicht verstehbar, denn sie ist immer „Identität im Feld“, in „Kontext und Kontinuum“.

Menschen sind seit den Anfängen der Hominisation „kulturschaffende Wesen“ (Petzold 2003f). In gemeinsamer „**Kulturarbeit**“ bringen Gruppen, Gemeinschaften, Gesellschaften, Völker „**Kulturgüter**“ hervor (Sagen, Volkslieder, Brauchtum, Überlieferungen, Monumente), die neben kulturellen Errungenschaften wie Sprache, Territorien, Verfassung etc. - wichtige Momente seiner *Eigen-art* sind, durch die diese Gruppe "von außen", durch andere Gruppen, Gemeinschaften, Völker „*identifiziert*“ wird. Durch diese „*Identifizierungen*“ von „außen“ und die damit verbundene Erfahrung eines *Anderen*, im Kontakt mit diesem Fremden oder auch Bekannten, kann *Eigenes* klarer erfahren werden und wird auch Fremdes als solches vertraut, denn „das Eigene wächst am Fremden“ (idem 1995f). Fremdes gewinnt dadurch die Chance, nicht zum Bedrohlichen zu werden, sondern zum Moment eines *reziproken bzw. doppelt reziproken Identitätsprozesses* (idem 1996j), in dem die Angehörigen unterschiedlicher Völker oder Gruppen sich jeweils nach „*außen*“ zum *angrenzenden* Nachbarn hin als *zugehörig* erleben und nach „*innen*“ eine Zugehörigkeit durch „*Identifikation*“ mit "ihrer" Gemeinschaft aufbauen und erhalten können. *Identitätsprozesse* zwischen und in komplexen Gemeinschaften können deshalb nicht linearkausal betrachtet werden, sondern sind als „*multiple Konnektivierungen*“ (Petzold 1998a) zu sehen. Für das Entstehen von "Kulturgütern" muß demnach die Matrix einer Gemeinschaft mit seiner Kultur im Kontext anderer Gemeinschaft mit ihren Kulturen als einer „**Hypermatrix**“ vorhanden sein. Diese faktisch gegebene „**Hypermatrix**“ begründet ein explizites und implizites Wissen um die eigene Kultur und um eine „*Multikulturalität*“, die – sind gute und vielfältige Beziehungen vorhanden - durch solche *Mulilateralität interkulturelle Qualitäten* möglich machen. Diese wiederum bieten die Chance, bei gemeinsamen Projekten, intensiven

Polylogen, Kooperationen und wechselseitiger Kenntnis, daß auch *transkulturelle Qualitäten* emergieren können, in denen sich Kulturübergreifendes als ein über die Interkulturalität hinausgehendes „Novum“ artikuliert. Von all diesen in und zwischen Kollektiven ablaufenden Prozessen ist jedes Einzelmitglied der jeweiligen Gemeinschaft mehr oder weniger mit geprägt. Jede Persönlichkeit ist *individueller Kulturträger* der *kollektiven Kultur*, der er zugehört und ist durch etwaige interkulturelle Öffnungen seiner kulturellen Matrix zu anderen Kulturen hin, von diesen berührt und ggf. beeinflusst, ja geformt, wie bei mehrsprachig Aufgewachsenen deutlich wird.

Das Kulturverständnis und der Kulturbegriff des „Integrativen Ansatzes“ seien kurz umrissen:

Lebendige **Kultur** (im Unterschied zu vergangenen) gründet in einem aktuellen *kulturellen Raum/Feld* mit seinen Grundbeständen (Territorien, Landschaften, Sprache) und Dokumenten (Monumente, Archivalien, Literatur usw.) und begründet *diesen Raum/dieses Feld* zugleich durch *Emergenzphänomene*, welche aufgrund kulturschaffender Prozesse von sozialen Gemeinschaften und Gruppen, aber auch von Individuen zustande kommen. In diesen Prozessen *emergiert Kultur* als *Qualität* mit spezifischen Qualitätsmerkmalen aus der *Matrix* der vielfältigen Konnektivierungen von *kulturellen Mustern/Schemata* als Mikrophenomenen, *kulturellen Stilen* und *kulturellen Strömungen* als Meso- und Makrophenomene sowie durch die Verbindungen zu der *Hypermatrix* der umliegenden Kulturen. **Kultur** wird als solche innerhalb und außerhalb des Raumes/Feldes wahrnehmbar. Dabei kann es territoriale (ländergebundene, z.B. die Schweizer Kultur) und transterritoriale (z.B. die deutsche Kultur weltweit) Kulturräume geben, Makro-, Meso- und Mikroulturen (National-, Organisations-, Teamkulturen usw.).

Dieser Kulturbegriff kann vielfältig verwendet und spezifiziert werden (vgl. *Petzold* 1998a, 312), abhängig davon, für welchen Kontext, welche Felddimension (*Petzold, Ebert, Sieper* 1999) man ihn verwendet: z.B. für den Makrobereich der *Gesellschaft* oder den Mikrobereich einer *Persönlichkeit*, weil *Persönlichkeit* ohne die **Matrixkultur**, aus der sie hervorgegangen ist und zu der sie beiträgt, nicht hinlänglich erfaßt und verstanden werden kann. (siehe das Eingangszitat). Immer aber beinhaltet der Kulturbegriff ein synergetisches Moment. Er führt Elemente zusammen, konnektiviert sie zu einem Netz (*schwache Integration*) oder zu einem übergeordneten Ganzen (*starke Integration*, vgl. idem 2002b).

Eine Kultur ist ein Gesamt kollektiver Kognitionen, übergreifender emotionaler und volitiver Lagen und Lebenspraxen (Petzold 1975h, 1998a, 244).

In ihr verbinden sich eine Vielzahl kultureller Strömungen, **Stile, Muster/Schemata** zu einer *Textur*, die für all diese Phänomene einen *Kontext* bietet, eine Matrix der Vernetzung mit einem je spezifischen „Emergenzpotential“ (ibid. 236ff, 312), d.h. einer Generativität bzw. Kokreativität (ibid. 264, 272, 294). Kulturgüter, z.B. Volkskunst, kulturelles Wissen, Technik können als *Emergenzien* dieser Kokreativität gesehen werden. Sie haben auf der Mikroebene die Form von kulturellen Mustern bzw. Strukturen im persönlichen und Kleingruppenverhalten. Hier kann das auf *Pierre Janet* zurückgehende Konzept des „*Schemas*“ zurückgegriffen werden. *Piaget*, der *Janet* als seinen Lehrer bezeichnete, hat ihn bekannt gemacht. Über *Grawe* (1998) gewann er in der klinischen Psychologie Bedeutung. Der Schema-Begriff kann als funktionelles Äquivalent für Begriffe wie *Muster, Struktur, Plan, Narrativ, Script* gesehen werden (*Schank, Abelson* 1977; *Petzold* 1992a, 901ff).

»**Schemata** sind im Zeitkontinuum als *gleichförmig oder ähnlich identifizierbare Muster* des Verhaltens (Denkens, Fühlen, Handelns, Wollens, Kommunizierens) – auf der Mikroebene Verhalten von Individuen und Kleingruppen. **Schemata** können sich auf der Mesoebene und Makroebene zu komplexeren Formen zusammenschließen, etwa zu einem „**Stil**“ als *Synergem von kulturellen Mustern* oder gleichfalls auf einer Meso- oder Makroebene zu einer „**Strömung**“ als *Synergem von Stilen*. Formen der Kunst, Wissenschaft, Politik etc. können als **Strömungen** mit unterschiedlichen **Stilen** und spezifischen **Schemata/Mustern** im

Rahmen einer **Kultur** betrachtet werden. Schemata, Stile, Strömungen machen das „Eigene“ einer Kultur prägnant und sensibilisieren damit für das Andere anderer Kulturen«.

Dieses sensibilisierte Wissen kann eine unterschiedliche Prägnanz und Qualität haben, je nachdem, ob man viel oder wenig über das Andere weiß, ob das Fremde als bedrohlich, feindlich gar oder als interessant und bereichernd erlebt wird. Je intensiver Kontakte zwischen Kulturen sind, es also zu *interkulturellen* Prozessen wirklicher *Interkulturalität*, d.h. geteiltem, erlebtem, wertgeschätztem Wissen um die „Andersheit des Anderen“ kommt - wir übertragen diesen Topos von *Lévinas* (1983) auf Kollektive -, desto fruchtbarer und friedlicher kann Zusammenleben zwischen Menschen und Völkern werden. Die schon erwähnten *transkulturellen* Phänomene können umso besser entreten, wenn „Eigenes“, eigene „Kulturgüter“ als Identitätsmerkmale *geteilt* werden, so daß in Begegnung und Auseinandersetzung der unterschiedliche Kulturen, in „Ko-responzenzen“ (*Petzold* 1993e), „Transqualitäten“ mit einem neuen „Kulturgefühl“ und „Kulturbewußtsein“ (idem 1998a, 41, 250) aus dem Hintergrund „vielfältiger Unterschiedlichkeit“ der Kulturen *emergieren* und „Transkulturalität“ konstituiert (vgl. *ibid.*314f), die die bestehenden Kulturen nicht nivelliert sondern erhält – **also Identität sichert**.

Das schließt Konflikte und Konflikthafes nicht aus, ja erfordert Differenz, ja Dissens, ohne die es kein Fortschritt gibt und keine Integrationsmöglichkeiten. – Das gilt für die *individuelle* wie für die *kollektive* Ebene zwischen denen das Identitätskonzept vermittelt, eine Brückenfunktion hat, ozilliert. Man kann die verschiedenen Identitätstheorien geradezu an der Art und Weise unterscheiden, wie sie das Verhältnis Individuum/Gesellschaft, Einzelner/Kollektiv akzentuieren und theoretisch aufbereiten.

Die Identitätstheorie *Meads* macht deutlich, daß es beim Identitätsthema durchaus um konflikthafte Fragestellungen geht: Was ist, wenn die "*Identifizierungen*" - wie ich diese Fremdzuschreibungen aus dem „Außenfeld“ bezeichnet habe (*Petzold, Mathias* 1983) - nicht mit *Identifikationen*, d.h. mit Selbstattributionen im „Binnenraum“ belegt werden können (*ibid.*)? "Meine Stimme ist weiß Gott nicht schön, und meine Lieder sind doch eher mäßig. Die Leute, die das gut finden, haben eben keine Maßstäbe!" Eine solche innere *reflektierende Einschätzung (appraisal)* und *emotionale Bewertung (valuation)* setzt aber voraus, daß der sich so im Vergleich mit den Außenattributionen Selbstbewertende Maßstäbe haben muß, die er sicher nicht "gänzlich aus sich selbst" entwickelt hat, sondern die sich in der Auseinandersetzung mit außenvermittelten Normen aus relevanten Kollktiven herausgebildet haben. Da in allen Gesellschaften kollektive Bewertungsmaßstäbe für alle möglichen Formen gesellschaftlichen Lebens und für die individuellen Verhaltensweisen vorhanden sind, die dem Gemeinschaftsleben entfließen und es zugleich als seine „**Kultur**“ konstituieren, findet sich im Identitätsthema immer und unausweichlich die schwierige Frage nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, Personalität und Sozialität, der „*Unizität/Einzigartigkeit*“ der Person und ihrer „*Plurizität/Vielfalt*“ (idem 2001). Wie ich (1991o) hervorhebe, kann man sagen, daß das *Identitätskonzept die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft markiert*, der persönlichen und gemeinschaftlichen Kultur darstellt, wobei ersichtlich wird, daß die Identitätskonzeption nicht nur auf das "personale System" begrenzt werden sollte, sondern auch von der Identität "sozialer Systeme" gesprochen werden kann von der Identität einer Gruppe, eines Betriebs, die eines Volkes: von kultureller Identität). So findet sich im Identitätskonzept, ganz allgemein gesprochen, das Problem "der Einen und der Anderen": Das Wechselspiel der *Identifizierungen* und *Identifikationen* wird hier deutlich, das der selbstattributiven Definitionen von Identität und der fremdattributiven - auf der globalen wie auf der individuellen Ebene.

Identität ist ein "Relationsbegriff" (*Haußer* 1995, 3). Sie bestimmt sich in Relationen: des einen Individuums zum andern, des Individuums zur Gesellschaft, der einen Gruppe zur

anderen, der Gruppe zur Gesellschaft, der einen Gesellschaft zur anderen Gesellschaft etc. Identität ist einerseits "eine innere, selbstkonstruierte dynamische Organisation" (Marcia 1980, 159) von verschiedenen Fähigkeiten und Eigenschaften im Zeitkontinuum, sie ist andererseits aber auch eine durch das Umfeld konstituierte dynamische Organisation von Zuschreibungen über die Zeit hin. Diese beiden Dimensionen sind miteinander veschränkt, wie schon Erikson in seiner Identitätsdefinition, die im Unterschied zu Mead, Goffman, Habermas erkennen läßt. Ich setze in meinem Identitätsansatz deutlich andere Akzente und hebe die attributive Identitätskonstitution stärker hervor. Identität wird durch die Zuweisung von Eigenschaften, Fähigkeiten etc. von seiten der Anderen und durch die Wahrnehmung und *Bewertung* dieser Zuweisungen wesentlich mitkonstituiert. Da Identitätsbildung *über die Zeit hin* erfolgt, muß Identität immer als *Entwicklungsprozeß* gesehen werden, der dynamisch, nämlich von den inneren Entwicklungen der Persönlichkeit in der Verschränkung mit den sie bestimmenden und prägenden Außeneinflüssen verläuft, also nicht in einem strikten Phasenmodell erfolgen kann, wie dies Erikson postuliert. Vielmehr wird in einer Ausrichtung am "Lifespan developmental approach" (Baltes et al.1980; Petzold 1979k, 1999b) eine beständige Identitätsentwicklung und -veränderung über die Lebensspanne hin angenommen. Damit wird das Moment der "Gleichheit" in Eriksons Definition eingeschränkt. Entwicklung bringt Veränderung in die Gleichheit, und notfalls kann eine "hinlängliche Gleichheit" angenommen werden, die überdies noch ein starkes Moment der Fremdbestimmtheit offenläßt. Man kommt damit in die Nähe von Goffmans Stigma- und Identitätskonzept, der „*soziale Identität, persönliche und Ich-Identität*“ unterscheidet, wobei die *soziale Identität* das Moment der Typisierung und Klassifizierung eines Menschen durch Andere umfaßt (Goffman 1974, 9), die *persönliche Identität*, die Bestände seiner einzigartigen biographischen Merkmale und Kennzeichen umschließt und die *Ich-Identität*, die zu allererst eine subjektive und reflexive Angelegenheit ist, die notwendig von dem Individuum empfunden werden muß, dessen Identität zur Diskussion steht. Dem *Ich* kommt damit eine besondere Bedeutung zu, weil es offensichtlich das „Eigene und das Fremde“ in den Identitätsprozessen reguliert. Moderne Identitätstheorien wie die von Krappmann (1978) oder Petzold haben dieses dynamische Moment besonders ausgearbeitet und die *balancierende Tätigkeit des Ich* im Identitätsprozeß näher untersucht, womit v.a. die *Interaktionskompetenzen* wie z.B. Rollendistanz, Empathie, Ambiguitätstoleranz, die durch Identitätsdarstellung im Alltag (nach Goffman) entwickelt werden (Krappmann 1978, 132ff; Petzold, Mathias 1983). Für den Bereich von Psychotherapie oder Musiktherapie haben sie eine große Bedeutung, denn dort wird *Identitätsarbeit* geleistet (Petzold 1991o), in der ein Mensch sich selbst und, seine Identität oder Bereiche von ihr „**zum Projekt**“ macht, begleitet und unterstützt vom Therapeuten, der Therapiegruppe: „*Ich mache mich selbst zum Projekt, mache mein dünnes soziales Netzwerk zum Projekt. Es soll reicher werden. Ich mache meine Unsicherheit zum Projekt, nein, meine Sicherheit!*“ Hier geschieht „empowerment“, wird der Patient Mitarbeiter, Partner, Projektleiter (Petzold, Orth 1999). Er findet und entwickelt seinen eigenen „Identitätsstil“, Stile seiner eigenen Existenz (Foucault 1998; Petzold, Orth, Sieper 1999). Eine aktive, improvisatorische Musiktherapie, die eigene Existenzstile unterstützt (Frohne 1979; Hegi 1998) kann dabei eine gute Hilfe, Unterstützung und Förderung sein.

Für die Fragestellung der Psychotherapie wird es darum gehen ein Modell zur Verfügung zu haben, das sowohl für die Dimension *persönlicher* Identitätsprozesse von Individuen dienlich ist als auch Identitätsprozesse auf gruppaler oder *kollektiver* Ebene erklärbar macht und dabei noch für klinische Zusammenhänge Perspektiven eröffnet. Das „Integrative Identitätsmodell“ (Petzold 1975h; Petzold, Mathias 1982)) kann einen geeigneten Referenzrahmen bieten. Es verbindet Perspektiven verschiedener identitätstheoretischer Ansätze in einer originellen Weise, entwickelt darüber hinaus Interpretationsraster für Identitätsphänomene von

Einzelpersonen und Gruppen und bietet mit den Konzepten „Identitätsarbeit“ und „Identitätsprojekte“ eine Praxis identitätstherapeutischer Behandlung (Petzold 1998h). Ich verwende das Identitätskonzept im Rahmen meiner "Integrativen Persönlichkeitstheorie", die noch näher dargestellt werden soll. Wesentlich ist in ihre, das narrative Moment: Menschen sind in soziale Erzählnetze eingebunden, in denen persönliche Biographie aus dem erlebten Lebensvollzug als eigene mit Einsetzen des *autobiographischen Memorierens* (Conway 1990) durch vielfältige Narrationen gebildet wird (Nelson 1979; Petzold 1991o; 1999k), wobei vom zweiten Lebensjahr an *Identitätsprozesse* mit wachsender Prägnanz zu einer hinlänglich „kohärenten Identität“ führen (Petzold 1992a, 671ff), die in fortlaufender „Identitätsarbeit“ (idem 1991o) in „Identitätsprojekten“ (idem 1993e) zahllose Umwelteinflüsse in sozialisatorischen Prozessen reziproke Identitätsattribution verarbeiten, so daß sich das Subjekt auf diese Weise von einseitigen Determinierungen zu befreien vermag und zu einer „*emanzipierten transversalen Identität*“ findet, die sich in vielfältigen „Identitätsstilen“ und „life styles“ realisiert (Müller, Petzold 1998; Walters 1998). *Identitätsarbeit* findet in komplexen lebenslangen Entwicklungs- und Sozialisationsprozessen innerhalb von **sozioökologischen Feldern** statt. Die *sozialökologische Feldtheorie* und *Sozialisationsstheorie* der Integrativen Therapie kann hier nicht ausführlich vorgestellt werden. Zwei kompakte Definitionen müssen genügen:

»**Feld** - wir sprechen auch von einem in sich in Mikro-, Meso-, Makrobereiche gestaffelten **Kontext-/Kontinuum** - ist aus sozioökologischer, sozioökonomischer und sozialkonstruktiver Perspektive ein von gesellschaftlichen *Gruppen/Gruppierungen* wahrgenommener, in ihren Interaktionen definierter, interpretierter, bewerteter, mit kollektiven Kognitionen, Emotionen und Handlungen erfüllter Raum (sozial, ökologisch, ökonomisch, physikalisch und metaphorisch auffaßbar, dabei immer temporal). Gruppen, die sich wechselseitig beeinflussen, miteinander koalieren, wettstreiten oder kämpfen, konstituieren ihn im historischen Prozeß (Berlin 1998). Dieser Raum stellt ein *dynamisches Ganzes* dar, dessen - zumeist unscharfe, gelegentlich scharfe - Grenzen und Macht- und Einflußsphären als zentralen oder peripheren *Sektoren* im Feld ko-respondierend ausgehandelt oder durch Kampf bestimmt wurden. Ein *Feld* mit den in ihm befindlichen Menschen, Gruppen, Organisationen und Institutionen ist damit als ein umgrenzter Lebens-, Aufgaben- und Sinnbereich innerhalb umliegender oder übergeordneter Felder im Gesamtkontext der Gesellschaft zu sehen, ein kampanales Areal, das durch unspezifische und spezifische, in multiplen Kausalbeziehungen stehende „Feldkräfte“ gekennzeichnet ist: affordances und constraints (vgl. Gibson 1979), ökonomisches, symbolisches, kulturelles **Kapital** (vgl. Bourdieu 1976, 1980, 1992), **Diskurse** und Dispositive der Macht (vgl. Foucault 1978 a,b), Netzwerkdynamiken mit ihren kollektiven Kognitionen, Emotionen, Volitionen (social worlds, vgl. Hass, Petzold 1999; Moscovici 1984), im kollektiven Gedächtnis aufgehobene Vergangenheitsbelastungen, Gegenwartskrisen, Zukunftschancen. Feldbedingungen und Feldprozesse konstituieren in Form intentionaler und fungierender sozialisatorischer Interaktionen und Narrationen sowie durch Wirkungen von formellen und informellen Sozialisationsagenturen das Sozialisationsklima und prägen die Sozialisationsprozesse von Individuen und Gruppen als „produktiv realitätsverarbeitenden Subjekten“ (Hurrelmann 1995, 69)« (Petzold, Ebert, Sieper 1999).

Ein Feld wird *e x t e r n a l* bestimmt durch die Attribution von spezifischen und unspezifischen Identitätsmerkmalen (von „harten“ oder „weichen“ Territorialgrenzen und Sektorenmarkierungen, von Werten und Normen, von Problemen, Ressourcen und Potentialen, von Informationen und Diskursen) aus angrenzenden oder übergeordneten Feldern. Es wird weiterhin *i n t e r n a l* bestimmt durch Territorialorientierung, Segregations-, Hermetisierungs-, aber auch durch Expansions- und Konkurrenz Tendenzen, durch fachliche Konzepte, Werte und Normen, durch Probleme, Ressourcen [u.a. Kapital] und Potentiale, durch Informationen und Wissensbestände, Diskurse und Kapitalströme, die im Feld und seinen zentralen und peripheren Sektoren selbst vorhanden und wirksam sind und mit dem Ziel seiner *Stabilisierung* und seines *Wachstums* genutzt werden oder zum Tragen kommen (durch Kommunikations- und Aufgabenspezifität, Ressourcenvorrat, Produktangebot, Handel und Austausch nach innen und außen). In Feld können Untergrundkräfte aus seiner Tiefenstruktur, laterale Kräfte von seinen Rändern und attraktoriale Kräfte aus seinem Zukunftsraum wirksam werden. Die *Synergie* der vielfältigen

externalen und internalen Einflüsse und Austauschprozesse, ihre differentielle und integrierende Konnektivierung in der *kollektiven Identitätsarbeit des Feldes im Kontinuum* durch Dekonstruktionen, Bricolage, Navigation, durch Diskurse, Narrationen, Reflexionen, Metareflexionen, durch Macht- und Wahrheitsspiele (Foucault 1998) konstituieren in fortwährenden Emergenzen **Feldidentität im Prozeß**. Gelingende Feldprozesse - überlegt und legitimiert gesteuerte und spontane, selbstorganisierende - bestimmen in ihrer kokreativen Interaktion mit den Einwirkungen aus umliegenden und übergeordneten Feldern transversale, sich beständig überschreitende **Feldentwicklungen**” (vgl. Petzold, Lemke, Rodriguez-Petzold 1994b, 321; Petzold, Ebert, Sieper 1999; Petzold, Steffan 1999b)

„**Sozialisation** wird im Integrativen Ansatz als die wechselseitige Beeinflussung von Systemen in multiplen Kontexten entlang des Zeitkontinuums (Petzold, Bubolz 1976) aufgefaßt als der - gelingende oder mißlingende - Prozeß der Entstehung und Entwicklung des Leibsobjekts und seiner Persönlichkeit in komplexen Feldern bzw. Feldsektoren, sozialen Netzwerken und Konvois (Hass, Petzold 1999) über die *Lebensspanne* hin, in denen die gesellschaftlich generierten und vermittelten sozialen, ökonomischen und dinglich-materiellen Einflüsse und *Feldkräfte* unmittelbar und mittelbar den Menschen in seiner Leiblichkeit mit seinen kognitiven, emotionalen, volitiven und sozial-kommunikativen Kompetenzen und Performanzen prägen und formen durch positive und negativ-stigmatisierende Attributionen, emotionale Wertschätzung, Ressourcenzufuhr oder -entzug, Informationen aus dem kommunikativen und kulturellen Gedächtnis (J. Assmann 1999), Förderung oder Mißhandlung. Dabei wird der Mensch als ‘produktiver Realitätsverarbeiter’ (Hurrelmann 1995, 66) gesehen, der in den Kontext zurückwirkt, als ‘Mitgestalter seiner eigenen Identitätsprozesse’ (vgl. Brandtstädter 1985, 1992) durch Meistern von Entwicklungsaufgaben (Havighurst 1948), durch Identitätswürfe, Ausbildung von „Identitätsstilen“, Wahl von *life styles* und *social worlds*. In Prozessen multipler Reziprozität, der Ko-respondenz und Kooperation, der Ko-konstruktion und Kokreation interpretiert und gestaltet er die materielle, ökologische und soziale Wirklichkeit gemeinschaftlich (Vygotsky 1978) in einer Weise, daß die Persönlichkeit, die relevante ökologische und soziale Mikrowelt und gesellschaftliche Meso- und Makrofelder, ja die Kultur (Müller, Petzold 1999) sich beständig verändern und er sie und sich mit allen Ressourcen, Kompetenzen und Performanzen entwickelt. Dies geschieht in einer Dialektik von *Vergesellschaftung* (Generierung von ‘social worlds’, kollektiven Kognitionen, Klimata und Praxen) und *Individuation* (Generierung subjektiver Theorien, Atmosphären und Praxen). Ihr Ergebnis ist eine je spezifische, in beständigen **konnektivierenden** und **balancierenden Konstitutionsprozessen** stehende, **flexible, transversale Identität** des in Weltkomplexität **navigierenden** Subjekts und seiner sich beständig **emanzipierenden** Persönlichkeit in einer wachsend globalen, transkulturellen Gesellschaft mit ihren Makro-, Meso-, Mikrokontexten und deren Strukturen und Zukunftshorizonten“ (Petzold, Ebert, Sieper 1999; vgl. Petzold, Orth 1999, 202f).

Identität bildet sich in Interaktionen, dem aktionalen und narrativen Wechselspiel (Petzold 1991o, 1992a, 900 ff) des Subjekts als personalem System mit umliegenden Systemen, die als 'Identitätsmatrizen' verstanden werden, Prozesse, in denen das Eigene im Kontakt mit dem Anderen durch das Aushandeln von Grenzen, im Erkenntwerden und Sich-selbst-Erkennen immer wieder herausgebildet wird. Dieser Prozeß der *Identitätsarbeit* als persönliche und gemeinschaftliche Hermeneutik (idem 1988 a, b) in intersubjektiven, sozialen und kulturellen Konstellationen macht deutlich, daß es um eine 'Identität im Wandel' von Kontext und Kontinuum geht, um eine Identität, die Strukturmomente und Prozeßmomente, Flexibilität und Stabilität emanzipatorisch verbindet und so dem Subjekt ermöglicht, im 'Meer der Weltkomplexität' mit hinlänglicher Sicherheit zu **navigieren**, seinen Kurs zu bestimmen unter ko-kreativer Be- und Verarbeitung der durch den Kontext gegebenen *Probleme, Ressourcen* und *Potentiale* (idem 1997p). Gemeinsame Identitätsarbeit im makro-, meso- und mikrokulturellen Rahmen, in 'sozialen Netzwerken' mit ihren 'social worlds' (Hass, Petzold 1999), Kreation von '*Identitätsstilen*' und Kokreation von '*life styles*' und '*cultural styles*', an denen man partizipieren und zu denen man beitragen kann, macht den Menschen zum emanzipierten und produktiven Gestalter bzw. Mitgestalter seiner Identität, seiner Gesellschaft, seiner Kultur (vgl. Petzold 1994h, Petzold, Sieper 1998).

4. Das Integrative Identitätskonzept – Identitätsarbeit, Identitätsstile

"**Identität** kann definiert werden als das Ergebnis der Syntheseleistung des **Ichs** in der Verarbeitung von **reziproken Identifizierungen** aus vielfältigen sozialen Kontexten (*Fremdattributionen, Fremdbilder*), ihrer **emotionalen Bewertung** (*valuation*), **kognitiven Einschätzung** (*appraisal*) und ihrer Verbindung mit **Identifikationen** (*Selbstattributionen, Selbstbilder*) in einem permanenten, transversalen Prozeß, der eine hinlängliche *Konsistenz* des **Identitätserlebens** und zugleich eine *Flexibilität* von **Identitätsstilen** über die Zeit hin gewährleistet sowie eine variable, vielfacettige **Identitätsrepräsentation** im sozialen Kontext ermöglicht."

Bei dem **Integrativen Identitätskonzept** ist man durch die Fokussierung auf die Schnittstelle zwischen Individuum und Gesellschaft, durch die Auseinandersetzung mit den Verschränkungen von individuellen und kollektiven Dynamiken darauf verwiesen, persönliche *Entwicklung* (gesehen mit den Augen des Entwicklungspsychologen), *Sozialisation* (betrachtet mit den Augen des Sozialpsychologen und Soziologen) und *Enkulturation* (beobachtet mit den Augen des Ethnologen und Kulturwissenschaftlers) zusammenzudenken. Es werden mehrperspektivische Sichtweisen und synoptische Leistungen erforderlich, wie sie auch für ein integrativ ausgelegtes Verständnis von Therapie, eine **Integrative Therapie**, unverzichtbar sind. Die Identitätsprozesse des Individuums und die Identitätsprozesse sozialer und kultureller Gruppen und Gemeinschaften sind deshalb auf der Mikro-, Meso- und Makroebene verwoben. In unserer Theorie kommt das sowohl in der Konnektivierung der Konzepte von *Person* als dynamisches System von Selbst, Ich und Identität, von *sozialem Netz* als Gruppe konnektierter Personen, von *sozialer Welt* als von einer Gruppe geteilte kollektive Kognitionen, Emotionen und Volitionen und von *Kultur* als übergreifendes System kollektiv geteilter Symbolwelten und Praxen zum Ausdruck wie auch in der Verbindung der Konzepte *Identitätsstile, life styles, kulturelle Stile*. Die Konzepte seien kurz definiert:

"**Identitätsstile** entstehen in der **Identitätsarbeit** des **Ich** in sozialen Mikro-, zuweilen Mesowelten als typifizierende Prozesse der Selbst- und *Identitätskonstitution*, die bestimmte Selbstbilder, *Identitätsfacetten* (idem 1992a, 531) prägnant werden lassen (*So will ich sein, das will ich leben!*), die bestimmte *Bewertungen* (appraisals, valuations, vgl. ibid. 532) der *Identitätsperformanz* akzentuieren (*So finde ich mich gut, so findet man mich gut*) und zu habitualisierten bzw. ritualisierten Formen der Selbst- und *Identitätspräsentation* (Goffman 1959) führen (Ich will, daß Andere mich *so* sehen, deshalb stelle ich mich *so* dar). Diese Präsentationen von Identitätsstilen finden in der Alltagswelt im Rahmen der übergreifenden Kultur, spezifischer "cultural and social worlds" und besonderer "life style communities" statt. **Identitätsstile** sind demnach vom Subjekt und von den Lebenskontexten gleichermaßen bestimmte Formen (Narrative, Scripts) der verbalen und aktionalen Selbstinszenierung (Narrationen, Dramen, vgl. Petzold 1992a, 903f), mit der die Partizipation an sozialen Gruppen und Gemeinschaften, die spezifische '**life styles**' praktizieren und kultivieren, geregelt wird. Persönlichkeiten mit einer prägnanten und flexiblen Identität verfügen über ein Spektrum von Identitätsstilen und sind mit verschiedenen '*social words*' und '*life style communities*' verbunden" (Petzold 1994h).

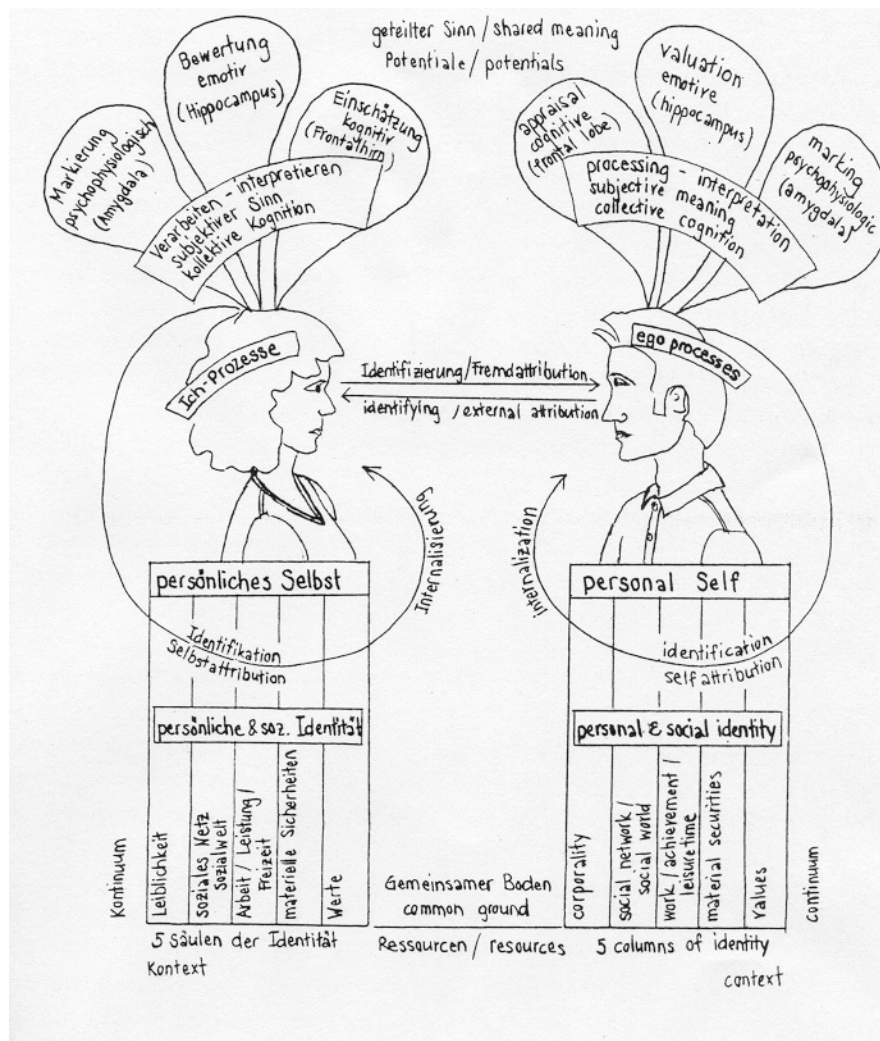
Unsere Konzeption des *Identitätsstils*, sichtbar in der Identitätsperformanz bzw. Identitätsrepräsentation in sozialen Mikro- und Mesowelten, schließt Foucaults (1998) Konzept des „Existenzstils“ ein. Sie ist „soziologischer“ als die von Berzonsky (1993), indem der Bezug zum kulturellen Rahmen, spezifischen *Kulturen* und „*kulturellen Stilen*“ (vgl. die eingangs gegebene Definition von *Kultur*) als Makro- und Mesophänomenen und zu spezifischen "*life styles*" als Meso- und Mikrophenomenen hergestellt wird, weil wir individuelle Schicksale unabdingbar in soziale Zusammenhänge eingebettet sehen, was für das Verständnis von Gesundheit und Krankheit, von Therapie und Persönlichkeitsentwicklung kardinale Bedeutung gewinnt.

"**Life styles** sind durch Menschen in sozialen Gruppen, sozialen Mikro- und Mesowelten über eine hinlängliche Synchronisierung von kollektiven Kognitionen, Emotionen und Volitionen inszenierte Formen des sozialen Lebens. In ihnen werden durch '*life style marker*', d.h. geteilte Praxen, Symbole, Präferenzen (in Kleidung, Ernährung, Sexualität, Körperkultur, Freizeitverhalten, Musik, Lektüre, Film- und Videovorlieben, Internetuse etc.), durch spezifische Interaktionsformen und Rituale, Ziele und Werte, Affiliationen und Feindbilder Verbindungen zwischen Individuen geschaffen, die sich von diesem *life style* angezogen fühlen und

Angrenzungen, aber auch *Abgrenzungen* zu anderen sozialen Gruppen und *life style communities* in Virtual- und Echtzeit inszenieren. Persönliche **Identitätsstile** werden so intensiv mit den *life style markern* versorgt, daß die Adepten in die '*life style community*' aufgenommen werden und aus der so entstandenen Zugehörigkeit eine *Stärkung* ihrer Identität erfahren. Diese Stärkung ist effektiv, so lange es nicht zu einer Fixierung auf einen eingegrenzten *life style* kommt, sondern eine Partizipation an verschiedenen '*life style communities*' möglich bleibt oder gar gefördert wird" (Petzold 1994h).

"Life styles" als Möglichkeit frei gewählter und selbstbestimmter Lebensformen für die Mehrzahl der Bürger moderner demokratischer Prosperitätsstaaten sind ein Phänomen der Moderne, Ausdruck postmoderner Pluralität, Lebensvielfalt und risikogesellschaftlicher Flexibilitätsschancen und -zwänge (Beck 1986; Sennett 1996). Der englische Term wird beibehalten, um Verwechslungen mit dem fruchtbaren und wesentlichen Konzept, das Alfred Adler (1928, 4; 1930, 84ff) in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre einführte, vorzubeugen: dem des "Lebensstils" mit seinem *primären*, subjektiv persönlichen Bezugssystem und seinem *sekundären*, allgemein sozialen Bezugssystem (Titze 1985, 31ff). In diesem Konzept, das letztlich für eine sozial verankerte Persönlichkeit steht, sind viele moderne Entwicklungen sozialisationstheoretisch begründeter Konzeptualisierung in der Psychotherapie vorweggenommen. "Life style" als modernes Phänomen fokussiert auf die möglichen Lebensformen, Moden, Trends, die dem Streben heutiger Menschen nach Selbstfindung und Selbstverwirklichung, aber auch nach Selbstbetäubung, Selbstvergessen und Selbstdestruktion zur Verfügung stehen und von einer Produktions- und Konsum bestimmten, kapital- und mehrwertgesteuerten Gesellschaft angeboten werden. Im "life style" können *Selbstverwirklichung*, wirtschaftlicher Gewinn (oft mit "Sicherheit" gleichgesetzt) und *Selbstkonsum* konvergieren. Deshalb ist der diagnostischen Erfassung seiner positiven Potentiale (self-enlargement, -enrichment, -empowerment) sowie seiner destruktiven (self-curtailement, -impoverishment, selfdestruction) und ihrer Berücksichtigung in der Therapie besondere Aufmerksamkeit zu schenken (Müller, Petzold 1998). In Werbung und Produktion haben Life-Style-Analysen - anders als im therapeutischen Feld - große Aufmerksamkeit gefunden (Kramer 1991; Hölscher 1998), ja selbst die Kirche hat sich mit dem *life style* ihrer jugendlichen „Kunden" befaßt (Dauth 1991; Engler et al. 1996). Im Life-Style-Konzept kommen moderne Fragen etwa zur Genderperspektive, Lebensstile und -formen von Männern und Frauen zur Sprache (Feller 1996; Stoll 1995; Schmeiser-Rieder et al. 1998), damit verbunden Fragen der Mode, des „stylings" (Sedlmaier et al. 1999; Kuß, Sedlmaier 1999). Gesundheit, Sport, Sex, Ernährung, Lebensführung, Computerwelt, Cyberspace sind weitere zentrale Life-Style-Themen (Finke 1999; Rossmeyer 1999; Naul et al. 1998; Mittag 1993; Porst 1998; Wimmer-Puchinger 1993; Schwinger, Scheib 1998). Über den Life-Style erscheint das Leben steuerbar, glaubt der moderne Mensch das Leben „designen" zu können (Kurz 1999), kann er sich durch ein optimales Selbstmanagement selbst führen (Howald, Gottwald 1996) - zum Erfolg versteht sich, in der "großen Freiheit", die das neue Millennium verspricht: "The Roaring 2000s. Building the wealth and lifestyle you desire in the greatest boom in history" (Dent 1998). Die vielfältigen Life-style-Communities entwickeln eine beständig expandierende Geschäftigkeit. Beständig entstehen aus ihnen neue Gruppierungen, *emergieren* neue *life styles* aus den vielfältigen Vernetzungen oder werden von Life-Style-Designern aufgrund von Marktanalysen entworfen, denn es ist inzwischen eine gewaltige "*life style industry*" entstanden und herkömmliche Branchen haben das Life-Style-Paradigma übernommen. Es wäre aber falsch, hier eine bloßes Marktphänomen zu sehen, es handelt sich um ein *Kulturphänomen* einer Megakultur (die der modernen, globalen Hochtechnologiegesellschaft), in der "Märkte" in zahlreiche, ja vielleicht die meisten Kulturbereiche eingedrungen sind. Man braucht nur in den Zeitschriftenmarkt eines großen Bahnhofs zu gehen, um die ungeheure Vielfalt der Life-Style-Magazine zu sehen. Manche Communities verfügen über mehrere Zeitschriften, viele sind internationalisiert und bilden kulturübergreifende Strömungen und Trends. Diese Aspekte der Life-Style-Phänomene

stimmen PsychotherapeutInnen - sie sind in der Regel konservativ - und MusiktherapeutInnen - sie sind überwiegend noch konservativer und gegenüber modernen *life styles* noch reservierter ausgerichtet - häufig skeptisch, aber gerade deshalb verdienen sie Beachtung. Die neuen Lebensformen, herausgefordert durch die Veränderungen in der Lebens- und Arbeitswelt, durch das Internet, die virtuellen Unternehmen und Arbeitsplätze (Turkle 1998; Hörnig et al. 1998) können nicht nur Arbeitsfeld und Interesse von Marktforschern und Sozialwissenschaftlern bleiben (Schwenk 1995; Werner 1998; Ellmer 1995; Driesenberg 1995), dafür sind Lebensstile und -formen für die individuelle und kollektive Entwicklung von Menschen, ihre Gesundheit und Krankheit zu zentral. Das war zu allen Zeiten so,



betrachtet man dieses Konzept unter evolutionstheoretischer Perspektive (Ullrich 1998) und, wie in diesem Kontext, unter sozialisationstheoretischer und identitätstheoretischer Optik. Das muß für die klinische Praxis Konsequenzen haben, besonders für eine, die sich als identitätstherapeutische versteht, weil sie den Menschen mit seinem sozialen Netzwerk, seinem Weggeleit (convoy) betrachtet und zu behandeln versucht (Hass, Petzold 1999). Life-style-Phänomene finden sich in allen *Identitätsbereichen* (im Integrativen Ansatz sprechen wir

von "Identitätssäulen", vgl. Petzold, Orth 1995) und müssen dort als Einflußgrößen für die Identitätsarbeit des Ichs beobachtet werden.

Hier wird wiederum die Verbindung zur Entwicklungspsychologie deutlich – einer „life span developmental psychology“, die von der Entwicklungspsychologie des Kindes bis zu der des Erwachsenenlebens“ (Faltermeyer et al. 2001) und des Seniums für die Psychotherapie Relevanz hat (Saup 1999; Müller, Petzold 2002, Petzold, Müller 2002). Das soll für die klinischen und interventiven Umsetzungen dieses Identitätskonzeptes nochmals verdeutlicht werden.

5. Feinstrukturen im Integrativen Modell – Identitätsprozess und die „Fünf Säulen der Identität“

Abbildung: Das Subjekt als „Personales System: Selbst, Ich und Identität in KONTEXT/KONTINUUM – Polylogische, intersubjektive Ko-respondenz und Identitätsarbeit (aus *Petzold* 1998a, 371).

5.1 Entwicklung des Leibselbst - Verkörpernde Sozialisation

Die Integrative Therapie *Petzold* (2002a) sieht die *Identitätstheorie* als Bereich der Persönlichkeitstheorie, die ihren Ausgangspunkt beim Konzept eines „archaischen Leibselbst“ nimmt, der biologisch-organismischen Grundlage des Menschen, eines *Organismus*¹² – und hier unterscheidet sie sich etwa von der Gestalttherapie – der als

1

² »Ein *Organismus* ist zu sehen als das Gesamt integrierter biologischer Prozesse lebendiger Zellen bzw. Zellverbände, zentriert in ihrem jeweiligen Kontext/Kontinuum (Habitat, Nische), mit dem sie unlösbar verbunden sind: Organismus ist „fungierender“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozeß**. Der in die *Lebenswelt* eingewurzelte Mensch hingegen ist **Organismus und Subjekt zugleich**, ist ein nicht nischengebundenes „human animal“, das im Verlaufe der Evolution durch die Ausbildung eines höchst differenzierten Cortex, der und dessen Funktionen selbst Ergebnis neuronaler Selektionsprozesse sind (*Edelman*), Überlebensfähigkeit gewonnen hat und zwar in „fungierenden“ und „intentionalen“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozessen**. Diese Überlebensfähigkeit zentriert in der Möglichkeit des Menschen zur „**exzentrischen Reflexivität** und **Repräsentation seiner selbst**“, ja aufgrund rekursiver und evolutiver Prozesse der Kultur zu „**Metarepräsentationen seiner selbst**“ als Mensch eines spezifischen Kulturraumes: z. B. als Angehöriger eines Stammes, als römischer Bürger, als Vertreter eines Standes, als Citoyen, emanzipiertes Individuum, als *polyzentrisches Subjekt* einer transversalen Moderne. Er ist ein Wesen, das sich seiner selbst, seiner eigenen Natur und seiner Kultur bewußt geworden ist und in permanenter Selbstüberschreitung bewußt wird, ja das sich selbst und seine Lebensbedingungen gestaltet, aber damit die organismische Basis seines Subjektseins dennoch nicht verlassen und verlieren kann, genausowenig wie *Kultur* ihrer Basis, der *Natur*, zu entkommen vermag.
Ein Mensch ist der Prozeß einer produktiven Subjekt-Welt-Bewußtsein-Verschränkung in actu, in dem dieser Prozeß selbst durch höchst komplexe informationale Formatierungen auf einer Ebene von Metarepräsentationen

lernfähiger (Sieper, Petzold 2002) dafür ausgestattet ist, die Welt und die Sozialität in Prozessen ökologischer und kultureller Sozialisation aufzunehmen und zu „verkörpern“, so daß er zum sozialisierten und enkulturierten „**Leibsubjekt**“ wird, in dem die biologisch-organismische *Natur* von *Kultur* bzw. *Sozialität* durchdrungen ist.

»Ein solches von **verkörpernden Sozialisationsprozessen** geformtes und sich in ihnen formendes Kulturwesen ist nie mehr „biologischer Organismus pur“. Es hat diesen *prinzipiell* transzendiert. Das „archaische Leibselbst“ ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „Ich“ als Aktionspotential des Selbstes zu bilden, ein „Ich“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel vielfältiger *Ichfunktionen* (primäre: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; sekundäre: Nähe-Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, vgl. Petzold, Orth 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen. Dieses wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, durch welche die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. in Sozialität eingelassenes) möglich wird. Das ist eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der persönliche Identität (selbstattributive *ego identity*) mit sozialer Identität (fremdattributive *social identity*) verschränkt wird« (vgl. Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001).

Ein „sozialisierter Organismus“, der leibhaftig Kultur und Sozialität in sich aufgenommen hat und damit **Leibsubjekt** als **Kosubjekt** unter Mitsubjekten geworden ist, hat – es sei nochmals unterstrichen – den Bereich des Organismischen *prinzipiell* und praktisch irreversibel verlassen (dementielle Erkrankungen, Cerebralläsionen etc. stehen hier nicht zur Rede). Auf der Basis dieses organismischen „Leibselbst“ findet sich grob skizziert folgende Entwicklung, in der dieses archaische Selbst zu einem reichen, „**pluriformen Selbst**“ wird:

»- Das **Leibselbst** – zunächst als ein „*archaisches Leibselbst*“ Ergebnis koevolutiver Prozesse - ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „*Ich*“ zu bilden als Aktionspotential des Selbstes zu anderen Selbstes und zur Welt hin. Aus dem **Leibselbst** emergiert in frühen Entwicklungsprozessen der Interaktion mit der Welt, mit den Caregivern ⇒ das **Ich** als die Gesamtheit der Ichfunktionen (Petzold 1992a, 665ff), ein „*Ich*“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel dieser vielfältigen *Ichfunktionen* (z. B. primäre: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; sekundäre, z. B.: Nähe-Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, vgl. Petzold, Orth 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen.

- Dieses **Ich** wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, in denen sich das **Ich** „Bilder über das Selbst“ macht, vielfältige „Selbstbilder“, die sich zur „Identität“ zusammenschließen. Durch andere Ichprozesse interaktiver-kommunikativer Art wird die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. in Sozialität und Mikroökologie eingelassenes Subjekt) möglich. Identitätsbildung ist als eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der *persönliche Identität* (selbstattributive *ego identity*) mit *sozialer Identität* (fremdattributive *social identity*) verschränkt wird aufgrund differentieller Bewertungsprozesse.

- **Identität** ⇒ geht also in einer persönlichen und gemeinschaftlichen Hermeneutik des Subjekts aus dem Zusammenwirken von **Selbst/Ich** ⇔ **Kontext/Kontinuum** hervor als Synergem von „social identity“ und „ego identity“.

- **Identität** wirkt dabei wieder formend auf das **Leibselbst** ⇐ zurück und zu anderen **Kosubjekten** hin, für deren Identitätsprozesse es konstitutiv wird.

- „**Selbst** ⇔ **Ich/Identität** mit *relevantem Kontext/Kontinuum*“ sind die **Persönlichkeit** des Menschen (Petzold 1992a, 526ff; Müller, Petzold 1999).

- Als **selbstreflexives Subjekt** sucht der Mensch sich selbst, seine Persönlichkeit, sein Selbst und die Welt im Lebenszusammenhang und in der Lebensspanne, d.h. im Lebensganzen, zu verstehen und zu gestalten – für

reproduziert wird, wobei sich auch die Konstituierung eines Bewußtseins und damit von Subjektivität vollzieht. In diesem Prozeß kommt sich *dieser selbst* in der und durch die Metarepräsentativität als Strom subjektiven Selbsterlebens zu Bewußtsein und vermag selbst diesen Vorgang im Sinne einer **Hyperexzentrizität** zu erfassen. Als Produzierender und Produzierter, Erkennender und Erkannter zugleich bleibt in diesem gesamten Geschehen indes für den Einzelnen ein „*strukturelles punctum caecum*“, das durch den Blick von Anderen, die Erkenntnis- und Forschungstätigkeit von Anderen – potentiell der gesamten Menschheit – gemindert, aber nie gänzlich beseitigt werden kann, damit also auch eine kollektive strukturelle Einschränkung bedeutet.« (Petzold 2002b).

sich und mit Anderen (*Levinas, Bakhtin*), denn er ist immer auch **Kosubjekt**, steht in **Polylogen**« (vgl. *Petzold, Orth, Schuch, Steffan* 2001).

Das „**reife Leibselbst**“ ist in Prozessen der Sozialisation und Enkulturation selbst transformiert worden, hat sich aber auch zugleich selbst gestaltet zu einem kultivierten, soziablen „**pluriformen Selbst**“, daß über „**Identität**“ verfügt. Ein soches Selbst als „produktiver Realitätsgestalter“ (*Hurrelmann* 1985), als „Künstler und Kunstwerk“ zugleich (*Petzold* 1999q) verfügt mit der „**Identität**“ über eine Schnittstelle von Individualität und Kollektivität, Privatheit und Gesellschaftlichkeit, steht in einer *Dialektik von Selbstheit* (meine Besonderheit) und *Fremdheit* (verinnerlichte Andere und damit von zunächst Fremden), in einer *Verschrankung von Stabilität und Flexibilität*. „**Identität**“ ist gestaltet und gestaltbar, und das zu sehen, zu erfahren, zu vermitteln wird ein Kernmoment jeder helfenden, therapeutischen, agogischen Arbeit werden müssen. Zwar ist Identität von Erzählungen der Vergangenheit bestimmt, aber diese inszenieren sich immer in einer jeweils gegebenen Gegenwart im Sinne eines *Neubeginns*, und es wird in der Entscheidung der jeweiligen Menschen liegen, wieviel „Macht“ (*Orth, Petzold, Sieper* 1999) sie den Kräften der Vergangenheit einräumen wollen, und wie viel an eigengestalteter Zukunft sie mit ihren „Konvois“, d.h. ihrem Weggeleit von FreundInnen, KollegInnen sie hier und heute für die Gestaltung ihrer Identität in der und für die Zukunft beginnen wollen. Das **Selbst** als prinzipiell lernfähiges (*Sieper, Petzold* 2002), das **Ich** als prinzipiell lernendes können in jedem Moment des Lebensprozesses eine „**Souveränität**“ (*Petzold, Orth* 1998b) zu erlangen versuchen, die ausreicht, positivere Prozesse der Identitätsgestaltung auf den Weg zu bringen: mit Hilfe, Unterstützung, Beratung von persönlichen und professionellen Netzwerken. Hier, in einer Konzeption identitätstheoretisch fundierter psychosozialer, agogischer, therapeutischer Arbeit, von „**Identitätsarbeit**“ (*Petzold* 1991o) liegt ein sehr spezifischer und origineller Gedanke und Beitrag der „Integrativen Therapie“ – etwa gegenüber der Psychoanalyse, die den identitätstheoretischen Ansatz *E. H. Eriksons* (er war ohnehin noch sehr stark egologisch individualisierend) verschenkt hat, oder gegenüber der Gestalttherapie, die die sozialkritische Dimension *P. Goodmans* nie zu einer sozialpsychologischen bzw. soziologischen Identitätstheorie von klinischer bzw. praxeologischer Relevanz ausbauen konnte, durch die Gebundenheit an den *Perls*'schen Organismusbegriff und ihre Fixiertheit auf die sehr brüchige und genderaggressive/frauenverachtende Aggressions- und Persönlichkeitstheorie von *Goodman* (*Petzold* 2001d). Identität als *leibgegründete*, in „Verkörperungen“ begründete und z u g l e i c h als *narrative*, als in Netzwerken erzählte Identität, die Konvois durch Erzählungen gestaltbar ist, bietet eine Alternative – auf jeden Fall aber eine Ergänzung - zu behavioraler Modifikation engumrissener Verhaltensweisen von „komplexen Persönlichkeiten“. - Das greift oft auch zu kurz, selbst wenn es im kleinen Rahmen der Symptomreduktion nützliche Wirkungen gibt, die man einbeziehen sollte. In gleicher Weise bietet identitätstherapeutische Arbeit eine Ergänzung zur allein retrospektiven biographischen Arbeit der Psychoanalyse/Tiefenpsychologie, da über den durchaus wesentlichen retrospektiven Blick hinaus immer eine *prospektive* Dimension im Zentrum steht: ein Mensch, der sich „*sich selbst zum Projekt*“ macht, wohl wissend, daß er Andere dazu braucht, dabei haben will, wenn er *seine Identitätsarbeit*, Arbeit für seine „Identität in der Zukunft“, für die „Zukunft seiner Identität“ in Angriff nimmt.

Ich habe in meiner Identitätstheorie fünf – durchaus genderspezifisch zu betrachtende - Bereiche (*Petzold, Sieper* 1998) unterschieden, die eine „vielfältige Identität“ mit hinreichenden Flexibilitätsschancen „tragen“, wie *Säulen* das Dach eines Gebäudes tragen: „**Fünf Säulen der Identität**“. Diese Bereiche sind in der Graphik (vgl. Abb.) kurz dargestellt worden.

Zu jeder „Säule“, jedem Bereich gibt es eigene Erzählungen als geteilte und zu vermittelnde Erfahrungen (*Petzold* 2001b). Jede Erzählung und alle identitätsstiftenden Elemente der Erzählungen durchlaufen ein spezifisches cerebrales bzw. mentales „processing“, in dem und

durch das Identitätsprozesse zur Ausbildung von „Identität im Wandel“ führen. *Petzold* hat Identität – wie insgesamt seine Persönlichkeitstheorie – *prozessual* formuliert. Persönlichkeit/Identität, wie sie nach „außen“ und nach „innen“ erkennbar werden, sind immer „als Prozeß“ *und* „als Momentaufnahmen“ aus diesem Prozeß zu sehen, also nie als ein abgeschlossenes bzw. abschließendes Ergebnis. Sie sind von „*hinlänglicher Stabilität*“ und zugleich „*hinlänglicher Flexibilität*“ bestimmt, und nur das gewährleistet eine „*elastische Identität*“, die weder zu *starr* ist und damit den vielfältigen Anforderungen der Wirklichkeit nicht gerecht werden kann, noch zu *labil* und diffus und damit die erforderliche Sicherheit und überdauernde Qualität nicht gewährleisten kann, die **Identität** für das Subjekt wie für die Mitsubjekte in sozialen Prozessen, in die das Subjekt und die Mitsubjekte involviert sind, bereitstellen muß.

5.2 Der Identitätsprozeß

In Therapien geht es darum, PatientInnen darin unterstützen, „**sich selbst, ihr Selbst zum Projekt zu machen**“. Das **Selbst** wird dadurch reich, wird in identitätsstiftender polylogischer Interaktion mit „relevanten Anderen“ ein in seiner *Leiblichkeit* und seinem *sozialen Kernnetzwerk* fest gegründetes „**pluriformes Selbst**“. Das zu erreichen ist eine zentrale, auf die Förderung „**persönlicher Souveränität**“ und die Ausbildung „**emanzipierter, transversaler Identität**“ gerichtete Zielsetzung der Integrativen Therapie (*Petzold, Orth 1998*).

Identitätsprozesse finden in **intersubjektiven Ko-responsenzen** „nach vielen Seiten“ statt, durch **Polyloge in sozialen Netzwerken**, wo in Konsens-Dissensbildungen Identitäten wechselseitig **ausgehandelt** werden.

Diese Prozesse haben folgende Elemente:

I. Fremdzuschreibungen – auch *Fremdattributionen* oder *Identifizierungen* genannt: „Das ist eine attraktive Frau!“ – „Eine schöne Frau, das muß der Neid ihr lassen!“ usw. usw.

II. Bewertung dieser eingehenden Attribution/Information auf verschiedenen Ebenen.

Marking: Markierungsprozesse auf psychophysiologischem Niveau aufgrund evolutionärerer Programme im limbischen System: Frau nimmt (oft nur subliminal, unterhalb der Bewußtseinschwelle) Attribuierungen wahr: von Frauen die Attribution einer potentiellen Rivalin, von Männern die einer potentielle Sexualpartnerin, oder als „Muttertier“, oder als „zu alt“ für die Reproduktion – das Screening dieser eingehenden Information führt zu deren *Markierung* („So sieht der/die mich“), was auch mit einer Selbstmarkierung verbunden ist → zugänglich als leiblich gespürtes unbewußtes/bewußtes Stimmigkeits-/Unstimmigkeitserleben. Kann „Sie“ das **spüren**? Die *gespürte*, empfundene Antwort: „Ja, attraktiv stimmt!“ – „Mutter, Kinder, das ist bei mir nicht dran!“ – „Schön? Das ist hier nicht der Kontext, will ich hier nicht!“ - So *spürt* „Sie“ sich.

Valuation: Emotionale Bewertung auf psychischem Niveau: „Bin ich attraktiv, schön?“ in der unbewußten/bewußten emotionalen Selbstbewertung. Kann „Sie“ das **fühlen**? Die *gefühlte* Antwort: „Ja, nicht immer, aber oft bin ich schön!“ – So *erlebt* „Sie“ sich.

Appraisal: Kognitive Einschätzung auf rationalem Niveau: „Attraktiv, schön, warum wird das hier von denen *so* gesagt, was bezwecken sie, ist das richtig, zutreffend?“ Das sind Fragen in der überwiegend bewußten Selbsteinschätzung unter Abwägung aller Gründe und Umstände. Kann „Sie“ das beurteilen, einschätzen, **denken**? Die *reflektierte* Antwort: „Ja, in diesem Kontext kann man mich, kann ich mich als attraktiv sehen“; aber wiederum: „Auch unter rationaler Abwägung paßt die Kategorie ‘schön‘ hier wohl nicht hin!“ – So *schätzt* „Sie“ sich im gegebenen Kontext ein und damit auch den Kontext ein.

Die **Bewertungsprozesse** und **-parameter** (sie werden z.T. schon früh in Sozialisations- und Enkulturationsprozessen formiert, aber auch über das ganze Leben hin „adjustiert“, feingestimmt) sind, das ist hoffentlich deutlich geworden, von größter Bedeutung. Sie sind z. T. von biologischen Programmen (*marking*), allerdings in ihrer sozialen Überformung, bestimmt. Sie sind von **kollektiven mentalen „sozialen Repräsentationen“**, von kulturellen Wertungen, Traditionen, Moden, Trends, „lifestyle communities“ (Müller, Petzold 1999) abhängig.

III. Selbstzuschreibungen – auch *Selbstattributionen* oder *Identifikationen* genannt.

Aufgrund der **Bewertungen** wird es letztlich möglich, mich mit den Attributionen insgesamt oder partiell (eventuell aber auch gar nicht) zu identifizieren, sie mit einer **Identifikation** zu belegen. „Ja, so bin ich, die sehen mich richtig. Auch ich sehe, attribuiere mich so!“

IV. Internalisierung – Sind die **Identifikationen** erfolgt, können sie dauerhaft internalisiert, im Langzeitspeicher archiviert werden und zwar mit den zur Identifikation führenden Prozessen – der ganze Vorgang wird also archiviert! Aber die Selbstzuschreibungen gewinnen einen die Haltungen und das Verhalten, d.h. die ganze Persönlichkeit bestimmende Qualität, besonders wenn sie mit den Fremdzuschreibungen relevanter Menschen konvergieren (im Guten wie im Schlechten), denn dann wirken Innen- und Außenattributionen als sich zirkulär verstärkende Systeme zusammen.

Veränderungen, die in Prozessen der Therapie, Selbsterfahrung, Selbstgestaltung erreicht werden sollen, müssen deshalb 1. bei den *Resultaten* der Bewertungsprozesse durch „Umwertungen“ und „Neubewertungen“ oder „alternative Bewertungen“ ansetzen und 2. bei der Beeinflussung *der Prozesse des Bewertens* (etwa bei negativierenden Bewertungsstilen emotionaler und/oder kognitiver Art). 3. Es ist also nicht nur eine Modifikation der Ergebnisse der Prozesse erforderlich, sondern das Schaffen eines Bewußtseins für die „Dynamik und die Verlaufsrouinen“ dieser Prozesse und das Unterstützen von Willensentscheidungen, sich um die Umgestaltungen derartiger Prozesse zu bemühen. 3. Muß unterstrichen werden: ohne Veränderungen der *Bewertungstraditionen und -praxen* in den relevanten *Sozialsystemen* des Netzwerkes/Konvois werden nachhaltige Veränderungen kaum möglich.

Das Konzept eines **Selbsts-mit-Identität-im Kontext** ist sich der Notwendigkeit bewußt, ein in Innen-Außenverschränkungen organisiertes System angehen zu müssen, um diese Organisation und die Charakteristik des Systems zu ändern. Die Verschränkung von Leib-Kontext-Sprache/Erzählung (Orth 1996) spielt hier eine wichtige Rolle in Prozessen positiver Förderung, aber auch destruktiver Unterdrückung und Domestizierung (Orth 1994). Eine Frau, die sich aufgrund von Außenzuschreibungen von Kind auf „nichts zutraut“, weil ihre Mutter/ihr Vater ihr nichts zutraute, weil ihre Mutter sich nichts zutrauen durfte, weil ihr Vater seiner Frau nur sehr begrenzt etwas zutraute, weil die LehrerInnen in der Schule Mädchen weniger zutrauten als Jungen, weil „lange Haare kurzen Verstand“ haben sollen, wie viele sagen, ist in einer sehr schwierigen Situation. Die gesellschaftlichen Bewertungen sind eine Last. Das Vorbild der Eltern wiegt schwer. Die Beziehung von Eltern zueinander und ihre vorhandene/nicht vorhandene Wertschätzung ist für das Identitätserleben, das Beziehungsverhalten, die Partnerwahl und das Leben in der Partnerschaft oft prägender, als die Beziehung der Elternteile zu dem Kind. Die Modellfunktion des elterlichen Beziehungslebens darf für die Bewertungsparameter in den eignen, genderspezifischen Identitätsprozessen nicht unterschätzt werden. Die Verinnerlichung alternativer Modellszenen und -prozesse in Therapiegruppen, Nachbarschafts- und Freundschaftsnetzen, die Internalisierung von korrigierenden Attributionen, aber auch von modellhaft ermöglichten alternativen Bewertungsprozessen usw. wird die Chancen erhöhen, daß eine Frau mit schwachen *Selbstbildern*, die in ihrer Gesamtheit zu einem schwachen *Identitätserleben* geführt haben, positivere Selbstbilder, eine positive Identität aufbauen kann. Es müssen also nicht nur Wahrnehmungs-, Reflexions- und Einsichtsprozesse – *Kompetenzen*, Wissensstände, Fähigkeiten - verändert werden, sondern es müssen auch Lebenspraxis, Fertigkeiten, *Performanzen* als konkretes Handeln verändert werden. Nur so kann ein Erleben von neuen Szenen, Stücken/Skripten, *Narrationen* erfolgen und damit der Grund für neue Erzählungen

gelegt werden, die sich im autobiographischen „inneren“ Erzählen verhaltenssichernd reinszenieren, die aber auch im „äußeren“ sozialen Rahmen erzählt werden, was zu Neubewertungen der Person und zu neuen Erzählungen über sie führen kann, damit aber auch zu neuen Qualitäten in den identitätsformenden Fremdattributionen.

Derartige identitätsstiftende bzw. -prägende Erzählungen (Petzold 1991a, 2001b) finden in den fünf wesentlichen Identitätsbereichen statt, die in der Integrativen Identitätstheorie von Petzold modellhaft konzeptualisiert wurden und sich für diagnostische und therapeutische Vorgehensweisen in besonderer Weise eignen (Petzold, Orth 1994).

Sie seien kurz dargestellt.

5.3 Die „Fünf Säulen der Identität“

Vorab muß unterstrichen werden, daß die *Identitätsprozesse* der „Fremdattribution, Bewertung, Selbstattribution, Internalisierung“ auch für jeden einzelnen Bereich, für jede einzelne „Identitätssäule“ zum Tragen kommen (Petzold 1982 v).

Die *Leiblichkeit* des Menschen setzen wir als Bereich an die erste Stelle. *Fremdattributive Identifizierung*: „Das ist eine anmutige und zugleich sportive Erscheinung“ – sagen Männer wie Frauen über die „Neue“ im Tennisclub. *Bewertungsprozesse*: „Da liegen sie richtig!“, meint „Sie“. *Selbstattributive Identifikation*: „Ja, ich bin sportiv, ich weiß mich geschmeidig und elegant zu bewegen“.

Die Leiblichkeitssäule umfaßt u.a. eine gute Gesundheit, eine erfüllte Sexualität, ein Erleben leiblicher Integrität, eine Zufriedenheit mit seinem Aussehen als zentrale Identitätsmerkmale. Sich „in seiner Haut wohlfühlen“, in „seinem Körper zu Hause sein“, das sind Qualitäten, die die Leiblichkeitssäule der Identität kennzeichnen. Gesundheit (*health*), Wohlbefinden (*wellness*) und Leistungsfähigkeit (*fitness*), die Vitalität und Anmut des Körpers werden durch Sport, Spiel, Leben in der Natur mit einem **bewegungsaktiven Lebensstil** (Orth, Petzold 1998) und einer **leibbewußten Körperpflege** – durch ein „caring“, einen sorgsamen Umgang mit sich selbst erreicht und gefördert. Die moderne Gesundheitskultur, in der sportive Aktivität Teil des „Lifestyles“ ist – und auch das „Fit for Fun“ kann durchaus dazugehören –, trägt diesem Identitätsmoment durchaus Rechnung. In einem modernen Lebensstil hat neben dem Berufserfolg eine gesunde vitale Leiblichkeit durchaus Platz, wobei natürlich immer die Gefahr gegeben ist, daß Gesundheit zu Ware und zum Produkt wird, zu einem Zwang „fit und gut drauf“ zu sein, zum Zwang „marktgängige“ Schönheitsideale zu realisieren, „trendy“ zu sein, egal um welchen Preis. Dann können die „Mühen der Verwirklichung *normierter Identität*“ mit „Trimmen und Slimmen“, mit riskanten chirurgischen Eingriffen und der „*Silikonisierung*“ des Körpers gar das positive Moment eines leiborientierten Identitätsbewußtseins bedrohen. Aber hier liegt auch eine freie Entscheidungsmöglichkeit, Gesundheitsbewußtsein als weibliche Form der Bewegungsbildung und Bewegungsgestaltung, als einen weiblichen Weg des „carings“ um Leiblichkeit zu entdecken und zu entfalten. Der Leib wird zur Möglichkeit für das freie Spiel persönlicher Kreativität – im Tanz, in Mimik und Gestik, den Formen verbaler und nonverbaler Kommunikation, durchaus in der Pflege der Körpers, der Schönheit und in der Entwicklung einer persönlichen Anmut.

II. Die *sozialen Beziehungen* sind der zweite Identitätsbereich. Soziale Netzwerke, Konvois (Hass, Petzold 1999) - der Familie (familiales), des Freundeskreises (amicales), des Kolleginnenkreises (kollegiales Netzwerk) sind gleichfalls ein zentrales Identitätsmoment.

Fremdattributive Identifizierung: „Die hat aber einen netten Freundeskreis!“ sagen die Gäste nach einer Einladungen über „Sie“. *Bewertungsprozesse*: „Da haben sie recht!“, meint „Sie“.

Selbstattributive Identifikation: „Ja, auf meine Freunde kann ich stolz sein!“.

Auch bei dieser Identitätssäule ergeben sich frauenspezifische Perspektiven, insbesondere

durch weibliche Kollegialität, durch Freundschaft, Partnerschaft, Mutterschaft und Kindererziehung, wo sich in den Intimitätsräumen der „Zwischenleiblichkeit“ spezifische Identitätsbereiche entwickeln, die einerseits Chancen der Selbstentwicklung bieten – etwa in der und durch die Erziehungsarbeit –, andererseits aber auch Einschränkungen mit sich bringen, was die Möglichkeit der persönlichen Verwirklichung in weiteren Identitätsbereichen anbelangt, z.B. dem dritten Identitätsbereich.

III. Arbeit und Leistung, Freizeit sind der dritte Identitätsbereich. **Fremdattributive**

Identifizierung: „Das ist eine tüchtige und zuverlässige Schwester“ – sagen die PatientInnen auf der Station und die ÄrztInnen der Abteilung. **Bewertungsprozesse:** „Da liegen sie richtig!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin fachlich voll auf der Höhe und ich setze mich für meine PatientInnen ein!“

Gerade in Kulturen, in denen die berufliche Tätigkeit, beruflicher Status und berufliche Leistungen von hoher Bedeutung sind, haben Frauen, die den Bereich der Mutterschaft ernst nehmen, deutliche gesellschaftliche Nachteile. Die immer größeren Anforderungen an ArbeitnehmerInnen was Flexibilität, Mobilität, Leistungsbereitschaft und Leistungsanforderungen anbelangt – besonders in aufstiegsorientierten Berufskarrieren – macht das Ausfüllen von „Doppelrollen“ nur noch schwer vereinbar: zum einen „Berufstätige und Karrierefrau“, zum anderen „Hausfrau und Mutter“. Da kommt es oft zu Doppelbelastungen, die körperliche Spannkraft und leibliches Leistungsvermögen überfordern. Es gibt keine Erholungszeiten, kaum Freizeitaktivitäten. Die Arbeit im Dienst und die „Dienstleistungen“ zu Hause lassen für Muße und Selbstbesinnung keinen Raum. „Zeitextendierter Streß“, Dauerbelastungen, „daily hassles“ – was man etwa mit nervtötendem Alltagskram übersetzen kann – führt zu einer „Erosion der persönlichen Tragkraft“. Frauen geraten in immer tiefergreifende Erschöpfungszustände, die ihr *Erholungsverhalten* schwächen und psychosomatische Reaktionen oder gar somatoforme Störungen mit Krankheitswert im Gefolge haben können: Schlafstörungen, Kopfschmerz, Migräne, Magen- und Darmprobleme, Herz- und Kreislaufbeschwerden. Das führt zu Überlastungsreaktionen, die auch ins familiäre Feld wirken, in den kollegialen Bereich, was für das Leistungsvermögen insgesamt negative Auswirkungen hat. Erkrankungen, Fehlzeiten, Fehl- und Minderleistungen sind die Folge. Etwas kommt zu kurz oder auch mehreres: die Erziehung, die Beziehung, die Freundschaften, die Arbeit. Das wirkt sich oft auch im vierten Identitätsbereich aus.

IV. Materiellen Sicherheiten (Geld, Wohnung, Kleidung) sind wesentlich, denn wenn sie wegfallen, rüttelt das massiv an der Identität. **Fremdattributive Identifizierung:** „Die hat ein schönes Haus und einen wunderbaren Garten!“ sagen die NachbarInnen.

Bewertungsprozesse: „Stimmt!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, unser Haus, da haben wir viel reingesteckt, und mein Garten, das ist wirklich mein Reich!“ „Materielles“ aus eigener Arbeit zu gewinnen, ist für Frauen wesentlich, um nicht auf eine abhängige Hausfrauenrolle festgelegt zu werden. Weil ein Rückzug aus dem Identitätsbereich der Arbeit und Leistung zugleich die Möglichkeiten, „eigenes Geld zu verdienen“ und über die damit verbundenen Freiheiten zu verfügen, einschränkt, wird dieses Thema für viele Frauen so wichtig. Finanzielle Spielräume eröffnen in der Tat „Freiräume“, die die Verwirklichung von Identität maßgeblich beeinflussen. Die Abhängigkeit „vom Geld des Ehemannes“ wird oft als Beschneidung von Freiheit erlebt und führt dazu, daß beruflicher Tätigkeit eine besonders große Bedeutung zugemessen wird. Die Folge ist, daß viele Frauen alles tun, um ihrer Berufstätigkeit nachzukommen, auch wenn das über ihre Kräfte geht und für ihre körperlich-seelische Gesundheit negative Folgen hat oder haben kann. Weibliche Leiblichkeit ist hier durchaus in einer prekären, ja gefährdeten Situation.

V. Die Werte sind schließlich der fünfte Identitätsbereich, der zu nennen ist. Die

Fremdattributive Identifizierung: „Die engagiert sich mit echtem Einsatz bei Amnesty, Hut ab!“ meinen die Freunde und KollegInnen. **Bewertungsprozesse:** „Das kann man wohl sagen,

richtig gesehen!“ , meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin da wirklich, engagiert, für Menschenrechte will ich mich einsetzen!“

Menschen beziehen aus ihren Werten Sinn und Kraft und ihre Zugehörigkeit zu Wertegemeinschaften (Kirchen- und Glaubensgemeinschaften, politische Organisationen, Frauenorganisationen, humanitäre oder ökologische Vereinigungen). Sie sind durchaus wichtige, identitätsbestimmende Quellen. Werte werden „verkörpert“, führen zu einer „Haltung“, die sich im Verhalten zeigt. Das griechische Wort „*Ethos*“ heißt Verhalten und macht damit deutlich, daß *Ethik die Praxis ethischen Handelns und Tuns ist*. Nicht nur „die Wahrheit ist konkret“, auch „*die Ethik ist konkret*“, und hier müssen Überlegungen zur Ethik ansetzen.

In diesen Bereichen muß der Diagnostiker nun versuchen, relevante *Identitätsstile* und *life styles* aufzufinden, denn die Identitätsprozesse sind immer von externalen Zuweisungen (Attributionen), ihren Bewertungen (von Selbstbewertung, Selbstattributionen) und Identifikationen bestimmt, wobei diese von „social worlds“ und „life style communities“ geprägt sind. Die Zuweisende, wir haben hier *Pauline*, steht in einem **doppelten Reziprozitätseffekt**. Erster Effekt: Sie erhält vom Attribuierten (wir nennen ihn *Paul*) eine Rückmeldung, die sie eventuell schon antizipieren kann. Zweiter Effekt: Sie macht im Attributionsprozeß auch etwas mit sich selbst, weil sie eine Identifikation mit ihrer Attribution hat, wenn sie zum Beispiel *Paul* als „guten Typ“ positiv attribuiert oder als eitlen Laffen negativ abwertet, ihn stigmatisiert. *Stigmatisierungen* als negative Identitätsattributionen machen immer auch etwas mit dem Stigmatisierenden selbst, wie *Petzold* (1996j) anhand der destruktiven Strategien der Identitätsvernichtung gegenüber den Juden im Dritten Reich aufgezeigt hat: sie führten zur massiven Selbstdestruktion der Deutschen.

Allein schon durch die unterschiedlichen identitätskonstituierenden Bereiche - verschiedene Kulturen (vgl. obige Kulturdefinition), Felder oder Feldsegmente (vgl. obige Felddefinition) - wird Identität keine monolithische Größe, sondern sie ist vielfacettig, kann viele Seiten aufweisen. Je komplexer die Lebenswelt eines Menschen ist, je stärker die Veränderungen in der "Sozialwelt" eines Menschen sind, desto mehr an Rollenflexibilität, Ambiguitätstoleranz, empathischen Leistungen, Möglichkeiten der Selbstdarstellung bzw. Identitätspräsentation werden von ihm verlangt. Die „*Identitätsarbeit*“ (*Petzold* 1991o), d.h. das Aushandeln von Identität, ihre Stabilisierung, ihre Veränderung in „*Identitätsprojekten*“, wo Veränderungsleistungen gefordert werden, das Ausbilden von „*Identitätsstilen*“ sind also abhängig von Kontexteinflüssen, etwa aus „sozialen Netzwerken“ mit ihren „social worlds“ (*Strauss* 1978), ihren „*représentations sociales*“ (*Moscovici* 1984), die wir als „*Identitätsmatrizen*“ sehen. Sie sind aber auch abhängig von der Kompetenz des Ichs, *Identitätsarbeit* zu leisten, *Identitätsprojekte* zu realisieren. In akzelerierten postmodernen Veränderungsdynamiken kann es dann sein, daß Identität sehr "bunt" wird, man hat hier, wie erwähnt, Begriffe wie „*patch-work identity*“ geprägt oder „*Bastelidentität*“. Identität ist damit chancenreich, aber auch nicht ungefährdet. Es kann zu Identitätskrisen kommen (*Haeberlin & Niklaus* 1978), zu Stigmatisierungen (*Brusten, Hohmeier* 1975; *Hohmeier, Pohl* 1978). In der Identitätsarbeit verwendet das *Ich* vielfältige Momente der Matrix des sozialen Netzwerkes, aus der Lebens- und Sozialwelt, aus dem kollektiven Raum. Es nimmt damit über Sprache und kulturelle Güter an kollektiven Identitäten teil und trägt auch zu ihnen bei. Das Identitätsmodell mit den fünf konstituierenden Bereichen („Säulen“) der Identität läßt sich durchaus auch auf soziale Gebilde übertragen, wie *Petzold* (1998a, 226f.) für den Bereich von Organisationen und Institutionen gezeigt hat, die als soziale Systeme aufgefaßt werden mit einer spezifischen „*Corporate Identity*“. Das Modell ist damit letztlich auch auf nationale Identitäten anwendbar.

6. Prozesse des Aushandelns von Identität - „identity negotiation“ im Rahmen „transversaler Identitätstheorie“

In der Integrativen Persönlichkeitstheorie ist das Identitätskonzept in den Gesamtrahmen der Vorstellung über Persönlichkeit zu stellen, und damit im Zusammenhang mit den Überlegungen zu Konstrukten wie „Ich“ und „Selbst“ (Petzold 1992a, 527ff) zu sehen und mit Vorstellungen über „Sozialisation in der Lebensspanne“ (Petzold 1999b; Petzold, Ebert, Sieper 1999; Hurrelmann 1995; Berzonsky 1990) und Prozesse der „Selbstkonstitution“ (Foucault 1998; Petzold, Orth, Sieper 1999) zusammenzudenken, natürlich unter gendertheoretischen Perspektiven (Petzold 1998h; Petzold, Sieper 1998; Berzonsky 1993; Bilden 1997; Angerer 1995).

Prozesse der persönlichen Identitätsbildung, wie sie im familialen und schulischen Sozialisations- und Erziehungsgeschehen in *intentionealer* und *fungierender Form* ablaufen müssen immer in einer interaktionalen Qualität gesehen werden als ein „**Handeln um Grenzen**“.

„Erziehung, Therapie, soziales Zusammenleben ist ein beständiges *Handeln um Grenzen* in Kontext/Kontinuum“ (Petzold 1969c)

Das gilt auch für die Identitätsprozesse (sowohl auf der persönlichen als auch auf der kollektiven Ebene), bei denen immer, weil dieses Aushandeln, Verhandeln in **Kontext** und **Kontinuum** erfolgt die Prozesse gesellschaftlicher Veränderungen auf vielfältigen Ebenen (Petzold 1993; Petzold, Orth 1999; Petzold, Orth, Sieper 1999) mitreflektiert werden müssen, denn diese prägen, ja formatieren das Identitätsgeschehen nachhaltig, und damit letztlich auch die Identitätskonzepte und Theorien der Sozialwissenschaftler und Kliniker, der Psycho- und Soziotherapeuten, der Pädagogen, Andragogen, Geragogen, so daß ihre Konzeptbildungen und Identitätsmodell immer wieder *metakritisch*, d.h. diskursanalytisch (Foucault 1998), dekonstruktivistisch (Derrida 1979), metahermeneutisch (Petzold 1994a; Petzold, Orth 1999) reflektiert werden müssen.

Durch ihre Einbindung in gesellschaftliche Prozesse sind identitätstheoretische Modelle und identitätsgerichte therapeutische Praxen – so auch die der Integrativen Therapie – beständig in Entwicklung, im Wandel, sie überschreiten sich wieder und wieder und konstituieren so eine „**transversale Identitätstheorie**“.

Eine solche Reflexionsarbeit hat dabei eine eminent politische Dimension (vgl. Straub 1991; Platta 1998; Bialas 1997; Böhme 1998; Angerer 1995; Keupp 1989; Giddens 1991; Calhoun 1994; Honneth 1990; Miller 1993; Welsch 1993; Taylor 1994; Gergen 1991, 1996; Sampson 1993; Scherr 1995), denn sie wirkt selbst wieder zurück auf das gesellschaftliche Verständnis von Identität. Identitätskonzepte müssen unter vielfältigen Perspektiven - die aufgeführte Literatur verdeutlicht dies in der Heterogenität ihres Spektrums - bearbeitet werden und diese Prozesse wissenschaftlicher *Diskurse* (Habermas 1971), fachlicher *Ko-respondenzen* (Petzold 1978c), interdisziplinärer *Polylogie* (idem 2001b) haben selbst wiederum die Qualität eines **ko-respondierenden Aushandelns in „Konsens-/Dissensprozessen“**.

Die **Ko-respondenztheorie** und **Polylogtheorie** (Petzold 1991e, 2002c) sind für das Modell des Aushandelns von Identität, der *identity negotiation* als lebenslangem Geschehen und damit für das Verstehen von Identitätsprozessen grundlegend.

Identität als handlungsleitendes Konzept in der modernen Psychotherapie, Musiktherapie, Supervision, kann deshalb nicht mehr - wie im psychoanalytischen Diskurs (der ohnehin das Identitätskonzept vernachlässigt) immer noch üblich (Bohleber 1997) - nur entwicklungspsychologisch, mit Zentrierung auf Frühkindheit gar, rekonstruiert werden. Es müssen die Diskurse der Sozialphilosophie, Soziologie und der Sozialpsychologie zum

Identitätsthema aufgegriffen werden (*Baumeister 1995; Belgard 1997; Dubar 1998; Giddens 1991; Haußer 2005; Höfer 1997; Hogg 1992; Keupp 1997, Lohauß 1995; Straub 1991; Taylor 1994*). Das **Aushandeln von Identität über die Lebensspanne**, wie es im Kern der Integrativen Identitätstheorie steht (*Petzold 1981g*) ehe noch das Konzept der „**Identity negotiation**“ (*Swann 1987; Shotter 1989*) populär wurde, darum geht es bei **Identitätsarbeit** und **Identitätsprojekten** - sei es im historischen oder im interkulturellen Rahmen (*Baumeister 1987; Triandes 1989*), sei es mit Blick auf therapierelevante Konzepte wie Selbstwert, Selbstkontrolle, Selbstsicherheit (*Baumeister 1987, 1993; Carver, Schlier 1981; Schlenker 1980;*) oder sei es im Bereich der Genderfragen (*Angerer 1995; Forster 1995; Gatens 1995; Kitzinger 1989; Musfeld 1994*) oder der Arbeitssozialisation (*Dubar 1998*). Bei diesem **Aushandeln** geht es um internale und externale Prozesse (Ich mache etwas mit mir ab, ich handle etwas mit anderen aus) als ein interaktives Wechselspiel von großer Vielfalt (*Belgard 1992*) und nicht um linearkausale Abläufe und lebensalterspezifische Entwicklungskonflikte, wie dies ältere Modelle der life-span-perspective (*Erikson*) nahelegen (vgl. auch *Kohli 1977; Nunner-Winkler 1988*). Heute ist eine transversale Perspektive angesagt, (*Welsch 1993; Petzold 1993d, 1998h; Tampson 1993; Berzonsky 1990*), in der variable „life-styles“ (*Müller, Petzold 1998*) als „Identitätsstile“, als *identity styles* (idem 1993d; *Berzonsky 1993*) im Klima moderner Flexibilität (*Sennett 1998; Cross, Markus 1991*) in den Besitz genommen werden als Ausfluß von interagierenden sozialen und persönlichen *Narrationen* durch die Zeit (*Petzold 1991o; Young 1979; Harré 1989; Kraus 1996*) aber auch von kooperativen Arbeitsprozessen (*Volmerg 1978; Dubar 1998; Strauß, Höfer 1994*) - beides muß als hermeneutische und sozialkonstruktivistische bzw. *ko-konstruktive* Identitätsarbeit gesehen werden (*Oerter, Noam 1999*). Identitätstheorie ist in Bewegung gekommen, ist in der Tat im „Übergang“ (*Straub 1991*). Das hat für die identitätsorientierte Therapiemodelle - und als solches ist die Integrative Therapie zu sehen - Konsequenzen. Identität *als Konzept* steht selbst im Wandel, wie könnte es anders sein, wenn es in einem sich beständig wandelnden Kontext steht. Ein *prozessuales Identitätsmodell*, wie das prozessuale Modell von *Petzold*, ist für derartige Prozesse gut ausgelegt, weil der Wandel in ihm eine zentrale Konstituente ist. Moderne Modelle wie das hier vorgestellte oder das von *Keupp* (1989; 1997), von *Berzonsky* (1988, 1990, 1993), von *Straus/Höfer* (1997) oder von *Baumeister* (1995) bieten für therapeutisches Handeln wesentliche Grundlagen, um Menschen in wandelndem Kontext/Kontinuum, in sich rasant verändernden Weltverhältnissen Hilfen zur Bewältigung von Identitätskrisen, zur Steuerung von Identitätsprozessen, zum *Navigieren im Meer sozialer Wirklichkeit* zu bieten.

Die modelltheoretischen Differenzierungen moderner Identitätspsychologie - das *monolithe, linearkausale* z.B. von *E.H. Erikson* oder das *balancierende Modell* von *Habermas* (1969), *Krappmann* (1978), *Petzold* (*Petzold, Mathias 1983*), schließlich *pluriforme Modelle* wie die „*patchwork identity*“ (*Keupp 1989*), die „*transversale Identität*“ (*Petzold 1993d; idem, Sieper 1998*) - bieten eine unverzichtbare Grundlage für viele Fragen der Moderne. Fragen wie die der interkulturellen Beziehungen, der Pädagogik und Bildungspolitik, der Kulturarbeit, der Therapie können ohne identitätstheoretische Überlegungen eigentlich nicht adäquat reflektiert werden, genauso wie die Fragen der persönlichen Kreativität, der persönlichen wirtschaftlichen Situation, der persönlichen Bildung oder der Gesundheit und Krankheit eines Individuums in den Rahmen identitätstheoretischer Überlegungen gestellt werden müssen.

Zusammenfassung

Der Beitrag stellt die Integrative Identitätstheorie vor, wie sie seit Ende der 60er Jahre von *H.G. Petzold* im Rahmen der Integrativen Therapie entwickelt wurde. Identität ist Element der Integrativen Persönlichkeitstheorie, die *Selbst, Ich, Identität* differenziert. Sie wird durch Selbst- und Fremdzuschreibungen und deren kongitiver (appraisal) und emotionaler (valuation) Bewertung in sozialen Netzwerken und sozialen Welten als Synergie kollektiver und subjektiver mentaler Repräsentationen konstituiert in fortlaufenden

Prozessen des Aushandelns von Identität über die *Lebensspanne*. Diese werden als Entwicklungsprozesse gesehen und an die Konzepte und Forschungen „Entwicklungspsychologie der Lebensspanne“ rückgebunden. In differenzierten Identitätsprozessen des „Aushandelns“ emanzipiert sich Identität, und ist, indem sie sich wieder und wieder selbst überschreitet, als eine „transversale Identität“ zu sehen.

Summary

This text presents „Integrative Identity Theory“ as it has been developed since the end of the 60th by *H.G. Petzold* in the context of Integrative Therapy. Identity is an element within the Integrative Personality Theory in which Self, Ego, and Identity are differentiated. It is formed in a synergetic process of collective mental representations, of social attributions coming from social networks and social worlds and subjektiv mental representations, self attributions - both are submitted to cognitive appraisal and emotional valuation. Identity requires identity negotiations across the life span and is therefore relying on concepts and research of „life span developmental psychology“. From differential identity processes of negotiating an emanzipated identity is emerging, transending itself again and again as a „tansversal identity“.

Key words: Identity Theory, Integrative Therapie, social representations, integrative personality theory, transversal identity

Literatur beim Verfasser

Ruano-Borbalan, J.-C. (1998): *L'identité. L'indiviu. Le groupe. La société.* Paris: Editions Sciences Humaines.

Anhang

Vygotskij, Lev Semjonovič

(*5.11./17.11. 1896 Orša/Vitebsk † 12.06. 1934 Moskau)

Psychologe, Pädagoge, Kulturtheoretiker, Begründer der kontextuellen Entwicklungspsychologie, Defektologie – Referenzautor und Quelle der Integrativen Therapie

Stationen seines Lebens: Vygotskij wuchs in einer kultivierten polyglotten jüdischen Familie auf (Vater Bankangestellter, Mutter Lehrerin, 7 Geschwister). Grund- und Gymnasialunterstufe im Hausunterricht, dann Gynasium in Gomel, 1913 bestes Jahrgangsbabitur; Jurastudium in Moskau, Abschluß 1917; ab 1914 auch Kultur-/Sozialwissenschaften, Philosophie, Psychologie, 1917 Abschlußdiplom über Hamlet, Grundlage seiner späteren Dissertation „Psychologie der Kunst“ (1925). 1917 zurück in Gomel, Pflege von Mutter und Bruder (TBC), Kriegswirren, deutsche Okkupation, Arbeit als Lehrer, Lektor, Literatur/Theater/Kunstkritiker, eine produktive, wenig beachtete Arbeitsperiode (vgl. die Biographie seiner Tochter Gita Vygotskaja 1996). Ab 1919 Vorlesungen zu Kinder-, Kunst-, Experimentalpsychologie, Philosophie, Pädagogik am pädagogischen Technikum Gomel, Einrichtung und Leitung eines experimentalpsychologischen Labors, Untersuchungen in Waisenhäusern und Schulen. Sein besonderes Interesse: körperlich und geistig Behinderte, ihre sonderpädagogische/kindertherapeutische Förderung, kognitive Entwicklung, soziale Ressourcen. 1924 Vortrag auf dem „Allrussischen Kongreß für Psychoneurologie“, Petrograd. Lurija, Sekretär des Instituts für Psychologie, ist begeistert und betreibt unmittelbar Vygotskijs Berufung nach Moskau. Er schreibt: „Leont’ev und ich schätzten die außergewöhnlichen Fähigkeiten Vygotskijs und waren sehr froh, als man ihm unserer Arbeitsgruppe zuordnete. Wir nannten sie dann die Troika“. Vygotskijs Engagement für obdachlose, traumatisierte Kriegswaisen/Straßenkinder, taube/blinde/behinderte Kinder (u.a. als Sektionsleiter des wissenschaftliches Referates des Volkskommissariats, durch Ausbildung von Gehörlosen-/Sonderpädagogen, Kinderpsychologen/-therapeuten) revolutioniert die Defektologie/Behindertenpädagogik. 1925 Vortrags-/Studienreisen in europäischen Ländern zu diesen Themen. Herbst 1925 Ausbruch seiner TBC, Juni 1926 Teilinvalidität. 1926 Einrichtung/Leitung eines Behandlungs-/Forschungslaboratoriums an der medizinisch-pädagogischen Station (Pogodinskaja 8), dort wissenschaftlicher Leiter/Berater bis 1934. 1929 Gründung des Experimentell-defektologischen Instituts, wo er im Juni 1934 einen lethalen Blutsturz erlitt. Ab 1924 Forscher/Dozent (Moskau), 1931 Professor für genetische Psychologie (Char’kov) hinterließ Vygotskij - unermüdlich forschend, lehrend, praktisch defektologisch/kindertherapeutisch arbeitend und gesellschaftspolitisch aktiv trotz schwerer Lungentuberkulose - aus seinem kurzen Arbeitsleben über 270 Texte, deren Innovationskraft ihn als Kunst-, Sprach-, Entwicklungspsychologen weltberühmt machten, mit Ideen, die bis heute wegweisend sind. Nach seinem Tode wurden seine Arbeiten als reaktionär diskreditiert und verboten (ZK-Beschluß der KPDSU 4.7.1936). Nach dem Krieg begann ein Jahrzehnte dauernder Prozeß der Rehabilitation und (ab 1956) der Publikation seiner Werke.

Wichtige Beiträge: Vygotskijs psychologisches und kulturwissenschaftliches Werk ist so außerordentlich breit wie seine Interessen mit substantiellen Arbeiten zur Kunst- (1965), Gedächtnis-/Sprachpsychologie (1934), Pädagogik (1926), Defektologie/Behindertenpädagogik (1924), Verhaltens- (1995), Entwicklungspsychologie (1996), vergleichende Psychologie (2000), Grundlagenproblemen der Psychologie:

Emotionen (1996), Bewußtsein (1925), Gesellschaftsfragen (1978). Über seine Schüler/Mitarbeiter (u.a. Lurija, Leont'ev, El'konin, Zankov, Gal'perin, Lewins Doktorandin Zeigarnik – Psychologen von Weltruf) übte er großen Einfluß aus – z.B. auf den Psychophysiologen N. Bernstein, den Kulturtheoretiker M. Bakhtin, später auf die internationale Entwicklungspsychologie (Cole, Zazzo, Wertsch, Valsiner), wo er – Kritiker von Freud, Pawlow und Piaget - Leitfigur der „Kontexttheoretiker“ (Brofenbrenner, Bruner, Ratner, Rogoff) und Referenzautor der Tätigkeitspsychologen und Dialektiker (Holzkamp, Rubinstein, Riegel) wurde. Er beeinflusste die Kontexttheorie der Integrativen Therapie und Traumatherapie (Petzold 2002). Vygotskij übertrug Marx/Engelssche politökonomische Prinzipien in die Psychologie: *Kontexte*, Sozial-/Produktionsverhältnisse, bestimmen Wahrnehmung, Kognitionen, Emotionen, Denkstile, Realitätsauffassungen in Interaktionen von Kindern/Menschen lebenslang und entwickeln zugleich diese Interaktionen. Aus dieser *Dialektik* entstehen „kollektive Kognitionen“, deren Inhalte Erwachsene verantwortlich weitergeben – eine Theorie „engagierter Sozialisation“, die Entwicklung als geschichtlich gegründeten *dialektischen* Veränderungsprozeß sieht, wo *intermentale* Kommunikation das *Intramentale* (Denken, Werte) formt - ein kollektiver Konstruktivismus. „Der Mensch bestimmt sich selbst von außen - durch psychologische Werkzeuge“ (1981, 14), z.B. Sprach-, Zahlen-, Lernsysteme. So „wachsen Kinder in das geistige Leben der Menschen ihrer Umgebung hinein“ (1978, 88), ist die Psyche sozialer Natur: Kind/Mensch und Umwelt in unlösbarer Verschränkung. „Der Weg vom Kind zum Objekt und vom Objekt zum Kind verläuft über eine andere Person“ (1978, 30) in „*Zonen proximaler Entwicklung*“ (ZOP). Diese sind *prospektiv-prozessual* bestimmt durch die Distanz der aktuellen, selbständigen Problemlösungsfähigkeit des Kindes zu potentiellen, höheren Lösungsebenen, die es mit Hilfe von Mutter/Kameraden/Erwachsenen erreichen kann. Sie „bauen Brücken“ durch „gelenkte Beteiligung“ (Rogoff 1990, 8), ein Kernmodell für Kindertherapie, die entwicklungszentriert sequenzierte Interaktionsereignisse fokussiert. Vygotskij vertritt eine prozessuale, dynamische Diagnostik/Beurteilung von Interaktionsleistungen (Performanzen in engen/weitgreifenden ZOPs) gegenüber momentfixierender Statusdiagnostik und entwickelte vielfältige Fördertechniken: Alltagsexperimente, Modellhandlungen, Spiele, Kreativitätstechniken, Aufmerksamkeitssteuerung, Erklärungsmethoden, Verstärkungspläne. Piaget zentrierte auf die Kind-Objekt-Interaktion, Vygotskij auf intersubjektive Aneignung. Sprache ist für ihn Handeln, Repräsentationsmedium komplexer Kognitionen, Handlungs- und Interaktionsschemata. Gegen Piaget betont Vygotskij „egozentrisches Sprechen“ als Unterstützung von Problemlösungen. Es verschwindet nicht, wird vielmehr „inneres Sprechen“, das in pathologischen Ruminationen wiederaufleben, aber auch in narrativer Therapie genutzt werden kann (Petzold 2002). „Kulturelle Differenzen“ schaffen unterschiedliche kollektive Gedanken-/Bewertungswelten. Trauma/PTBS hat z.B. - in vigotskijscher Perspektive (Miltenburg, Singer 1999) – kulturspezifische Formen, erfordert kulturspezifische Therapie, das Nutzen kultureller Ressourcen, qualitativer Entwicklungen durch neues Lernen in neuen, ggf. eigens geschaffenen Kontexten, welche dysfunktionale Kontinuumstraditionen in neuer „Zukunftsgestaltung mit relevanten Anderen“ verändern. Damit wird gegenüber der psychoanalytischen oder humanistisch-psychologischen Individuumszentrierung – gestützt auf den Reichtum empirischer, kontexttheoretischer Untersuchungen (1956) - ein gänzlich anderes Therapieparadigma entfaltet: Veränderung dysfunktionaler *intramentaler* Prozesse durch Angebote *intermentaler* Alternativen in Mehrpersonensettings (ressourcenorientierte Gruppen-/Netzwerktherapie) als ZOP-Praxisexperimente unter Wertschätzung/Nutzung der Problemlösungspotentiale und Selbstregulationskräfte der Klienten. Die Arbeiten und Ideen Vygotskijs und seiner Schüler/Mitarbeiter haben in der westlichen Psychotherapie – anders als in Pädagogik/Behindertenpädagogik - aufgrund der schwierigen Publikationsgeschichte und Sprachbarriere unverdientermaßen lange wenig Beachtung gefunden. Sie haben das Potential,

durch eine neue Entwicklungs- und Kontextorientierung Defizite der traditionellen Schulen zu ergänzen.

Hilarion G. Petzold, Johanna Sieper

Wichtige Werke: (die Abfassung der russischen Originale stehen in kursiven Zahlen)

- Vygotskij, L. S.: Gesammelte Werke (1982-84) in 6 Bänden, hrsg. von A. R. Lurija, A. N. Leont'ev, A. V. Zaporozec, V. V., Davydov. Moskau: Pedagogika.
- , (1924) (Hrsg.): Voprosy vospitanija slepych, gluchnemych i umstvenno ostalych detey [Fragen der Erziehung blinder, gehörloser und geistig retardierter Kinder]. Izd. SPON NKP [Verlag für Sozial- und Rechtsschutz Minderjähriger beim Volkskommissariat für Bildung].
- , (1925): Soznanie kak problema psichologii povedennija, in: Psichologija i marksiz, Vol. 1, 175-198; übers.: Consciousness as a problem in the psychology of behavior, In: Undiscovered Vygotsky: Etudes on the pre-history of cultural-historical psychology, European Studies in the History of Science and Ideas. Vol. 8, 1999, 251-281.
- , (1926): Pedagogičeskaja psichologija [Pädagogische Psychologie] Moskau: Rabotnik proveščennija; repr. Moskau: Pedagogika 1991.
- , (1930): Vooobraženie i tvorčestvo v detskom vozraste (psichologičeskij očerk) [Phantasie und Kreativität im Kindesalter (ein psychologischer Abriß)]. Moskau/Leningrad: Giz; repr. Moskau: Prosveščenie 1967; St. Petersburg: Sojuz 1997.
- , (1934): Myšlenie i reč. Moskau: Socegiz; amerikanische Ausgabe: Thought and Language, eingeleitet von J.S. Bruner. Cambridge, Mass. MIT-Press 1962; dtsh. Denken und Sprechen. Berlin: Akademie Verlag 1964; 6. Korrigierte Aufl. Frankfurt: Fischer 1977.
- , (1956/1924-1933): Izbrannye psichologičeskije issledovanija [Ausgewählte psychologische Untersuchungen], hrsg. Leont'ev A. N., Lurija A. R., Moskau, Verlag der APW der RSFSR.
- , (1960): Razvitie vyššich psichičeskich funkcie [Entwicklung der höheren psychischen Funktionen. Verlag der APW der RSFSR. Teilweise übersetzt in ders. 1978 und 1992.
- , (1982/1932): Lekcii po psichologii. Gesammelte Werke Bd. 2, 363-465; dtsh. Vorlesungen über Psychologie. Marburg: BdWi-Verlag 1996.
- , (1965/1925): Psichologija iskusstva. Moskau: Iskusstva; ergänzte und korrigierte Auflage Moskau: Pedagogika 1987; dtsh. Psychologie der Kunst. Dresden: Verlag der Kunst 1976.
- , (1978): Mind in Society. Hrsg. Cole, M. et al. Cambridge, Mass.: Havard University Press.
- , (1981): The Instrumental Method in Psychology. In: Wertsch, J. V. (Hrsg.): The Concept of Activity in Sovjet Psychology. Armonk, N.Y.: Sharpe.
- , (1985): Ausgewählte Schriften. Berlin: Volk und Wissen (Bd. I, 1985, Bd. 2 1987).
- , (1992/1931): Geschichte der höheren psychischen Funktionen. Münster: LIT- Verlag.
- , (1995/1924-1934): Problemy defectologii. Moskau: Prosveščenie.
- , (1996/1931-33): Emotionen und belebte Materie – Das spinozianische Programm der Psychologie. Übersetzt G Richter. Münster: LIT- Verlag.
- , (1996/1933-1934): Lekcii po pedagogii [Vorlesungen zur Pädologie, d.i. Entwicklungspsychologie]. Iževsk: Verlag der Udmurtischen Universität.

Literatur zu Biographie und Werk:

- Lurija, A. R. (1979): The Making of Mind: A Personal Account of Sovjet Psychology. Hrsg. Cole, M., Cole S., Cambridge, Mass.: Havard University Press.
- Miltenburg, R., Singer, E. (1999): Culturally Mediated Learning and the Development of Self-Regulation by Survivors of Child Abuse: A Vygotskian Approach to the Support of Survivors of Child Abuse. Human Development 42, 1-17.
- Petzold, H. G. (2002): Biographiearbeit und Identität in Psychotherapie und Heilpädagogik. Sonderband Integrative Therapie. Paderborn: Junfermann.
- Ratner, C. (1991): Vygotsky's Sociocultural Psychology and Its Contemporary Applications. New York: Plenum Press.
- Rogoff, B. (1990): Apprenticeship in Thinking: Cognitive Development in Social Context. New York: Oxford University Press.
- Rogoff, B., Wertsch, J. V. (1984) (Hrsg.): Children Learning in the Zone of Proximal Development. San Francisco: Jossey Bass.
- Van der Veer, R., Valsiner, J. (1991): Understanding Vygotsky: A Quest for Synthesis. Oxford: Basil Blackwell.
- Vygotskaja, G. L.; Lifanova, T. M. (1996): Lev Semjonovič Vygotskij. Žizn'. Detal'nost'. Štrichi k portrtu. Moskau: Smysl. Übers. Lompscher J (2000): Lev Semjonovič Vygotskij. Leben – Tätigkeit – Persönlichkeit. Hamburg: Verlag Dr. Kovač.

Wertsch, J. V. (1985): *Vygotsky and the Social Formation of Mind*. Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

Zazzo, R. (1989): *Vygotski (1896-1934), Enfance 1-2, 3-10*.